A. lat. b. 1541-1/3

<36616723980017 S

<36616723980017

Bayer. Staatsbibliothek

Lehrbuch
der
schönen Wissenschaften
in Prosa;
Aus dem Lateinischen
des
Quintilians.

Erster Theil.

Unter der Aufsicht, mit Anmerkungen
und einer Vorrede
des
Herrn Schirach.

Helmstädt
verlegts Johann Heinrich Kühnlin
Universitäts = Buchhändler.
1775.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sr. Hochwohlgebohrnen Excellenz,

dem

Herrn Geheimenrathe

von Flögen

in Braunschweig

ganz unterthänig gewidmet.

Hochwohlgeborner Herr,

Gnädiger Herr Geheimerrath!

Ew. Hochwohlgeborne Excellenz können als Beschützer und Beförderer der Wissenschaften in den Braunschweigischen Staaten auf den Antheil von der Ehre jedes Products derselben den gerechtesten Anspruch machen. Ich bin hiervon so fest überzeugt, daß mich selbst das Bewustseyn **Ihrer** Grösse nicht von dem kühnen Unternehmen, die erste Frucht meiner Bemühungen in der alten Litteratur **Ew. Hochwohlgeb. Excell.** zu überreichen, abhalten kann. Die Pflicht, welcher ich mich hiedurch entledige, ist die angenehmste, und es ist Ehre, daß ich es

ohne Scheu thun darf. — Bescheidenheit und Selbstgefühl meiner Schwäche verbieten mir hier den reichen Stoff zum Lobe, der mir in dem ruhmvollen Nahmen des Braunschweigischen Mäcens zu Gebote steht, und wovon mein Herz ganz voll ist, zu bearbeiten. Die Erhabenheit des Gegenstandes, mit dem sich izt meine ganze Seele beschäftiget, erstickt den Ausdruck der Bewunderung, welche sich nur im demüthigen Schweigen äussern will.

Glücklich schätze ich mich, wenn der beredtere Fabius im deutschen Gewande den Beyfall **von Ew. Hochwohlgebornen Excellenz**, als den sichersten Bürgen von dem Beyfalle des geschmackvollen und wohlgesinnten deutschen Publikums, erhält. Ich ersterbe mit tiefer Ehrfurcht

Ew. Hochwohlgebohrnen Excellenz

ganz unterthäniger Knecht
der Uebersetzer.
H. P. C. H.

Vorrede.

Es gehörte noch vor kurzer Zeit zur schriftstellerischen Mode, daß man weitläuftig untersuchte — warum wir Deutschen keine Cicerone hätten? — und — wie weit geringer unsre Beredsamkeit als der Alten ihre sey. — Diese Mode ist vorbey, und sie hat, wie Moden gewöhnlich ist, keinen Nutzen gestiftet. Man

weiß nun zwar, daß die Beredsamkeit der Alten politisch, oder gerichtlich war, daß sie den Beyfall der Menge in solchen Dingen suchte, bey welchen man sich izt nicht mehr um die Menge bekümmert, — daß überhaupt die Beredsamkeit der Alten ein ganz anderes Wesen hatte, als die unsrige hat, und haben kann —: aber das wußte man alles schon vorher.

Wie kann man aber die griechische und römische Beredsamkeit, ihre Lehren und ihre Muster, noch izt, für unsre Zeiten nutzen? wie kann man dadurch besser, und für die Welt brauchbarer werden? — Das wäre der Mühe werth zu wissen!

— Jedermann giebt zu, daß es nicht einerley sey, ob man sich gut oder schlecht, im Schreiben und Reden ausdrücke, und schon im Umgange gönnt man dem Manne Achtung, welcher wohl denkt, und schön spricht;

spricht; man verachtet denjenigen, der so unschicklich ist, daß er sich nicht ausdrücken kann. Man weiß dieses: gleichwol ist es eine Seltenheit, wenn man einmal Jemanden gut sprechen hört. Gut schreiben ist nicht so sehr selten: aber im Reden sind die meisten Personen für den Mann von Geschmack — unerträglich.

Und wohl zu reden, auch im gemeinen Leben, lernt man von den Griechen und Römern; lernt es nicht von modernen Theoristen der schönen Wissenschaften. Diese lehren gute Verse machen: jene gute Prose sagen: diese, etwa einen glänzenden Einfall anbringen, welcher desto mehr absticht, je mehr er aus einem Munde kommt, der sonst lauter Abgeschmackheiten sagte; jene, die Griechen und Römer, lehren uns, nichts abgeschmacktes zu sagen, sondern uns, in allem, angemessen, mit Vortheil, mit Beyfall, auszudrücken. Durch

ihre Lehren wird man ein Mann von Verstande im Gespräche, erwirbt sich Hochachtung, empfiehlt sich, und — welches das wichtigste ist — wird ein Meister der Empfindungen und der Gedanken andrer: sie denken, sie empfinden wie wir, wie wir wollten, daß sie empfinden, daß sie denken sollten.

Dieß war der höchste Endzweck der griechischen und römischen Rhetorik; der Endzweck der Ueberredung, entweder vor den Richtern, oder im Senate, oder vor dem Volke, oder vor der Menge von gemischten Zuhörern.

Rousseau sagt, im vierten Briefe des zweyten Bandes seines Aemil, „man „könne bey Männern, so wie bey Kin„dern, alle Leidenschaften, alle Neigungen „zum Guten oder zum Bösen lenken;„ aber, er sagt nicht, wie man es könne? Dieß

sagen

sagen uns die griechischen und römischen Lehrer der Beredsamkeit.

Kann irgend eine Wissenschaft, eine Kunst in der Welt, herrlicher, edler, grösser seyn? Dennoch verachtet man anizt die Lehren dieser Kunst, weil sie in lateinischer oder griechischer Sprache abgefaßt sind, und vornehmlich deswegen, weil sie nicht so süß tönen, als — — das angenehme Geschwäz des Französischen Abbee, welcher Cour de belles Lettres schrieb, und von allen etwas zu sagen wußte.

Ich habe noch keinen gesehn, der aus dem Batteux, und wenn er ihn ganz auswendig wußte, in einer guten Prose schreiben, und reden gelernt hätte. Hingegen gehört ein mäßiges Genie, und eine nur nicht ganz stumpfe Beobachtungskraft dazu, um so etwas aus dem Quintilian zu lernen.

Aber die vielen für uns anizt ganz unbrauchbaren Regeln, und eine Menge geringfügiger Subtilitäten, bey denen man die Geduld verliert; diese schreckten von der Lectüre, und der genauern Bekanntschaft mit den römischen Rhetorikern ab.

Für diesen Einwurf ist nun durch gegenwärtige deutsche Uebersetzung des Quintilian gesorgt. Man wird in derselben nichts finden, was für unsre Zeiten, für den Zustand unsrer Beredsamkeit unbrauchbar, oder überhaupt lernens unwerth sey.

Gleichwol geht es in der wahren Rhetorik, wie in der Mathematik: man muß eine Menge von kleinen, dem Anscheine nach geringfügigen, Wahrheiten wissen, wenn man das Hohe der Wissenschaft erreichen will. Man muß dürre Kleinigkeiten wissen, um es dahin zu bringen, daß man das Herz der Menschen in seine Gewalt bekommt, daß man durch Worte

ihr Sieger wird: denn diese Kleinigkeiten tragen viel dazu bey.

Cäsar schwört, er wolle dem Ligarius keine Verzeihung angedeihen lassen, indessen wolle er doch die Rede des Cicero für den Ligarius anhören. Er hört sie, — und giebt dem Ligarius Verzeihung. So groß war Cicero; und dieser grosse Mann ist es, welcher in seiner Anleitung zur Beredsamkeit Regeln giebt, wie man eine Periode anfangen, und mit welchen Sylben man sie beschliessen, oder nicht beschliessen solle.

Gellert, — welcher freylich nicht so, wie einige neuere Feuergeniusse, electrische Funken in seinem Ausdrucke um sich herum sprühte, welcher hingegen die ächte, männliche, ungekünstelte, deutsche Prose schrieb, und redte, gestand sehr oft, „daß „er der Lectüre des Quintilians vor-

„züglich die Bildung seines Ausdrucks zu „danken habe„. Gellerts Geständnis wird, wie ich hoffe, etwas gelten: und will man meinem Zeugnisse nicht trauen, so kann man es in der Cramerischen Lebensbeschreibung des sel. Gellerts lesen.

Alle Regeln der Beredsamkeit der Alten, welche Quintilian in seiner hier übersetzten Institutione oratoria, zusammen vortrug, und ordnete, und verbesserte, waren dahin gerichtet, sich über jede Sache deutlich, geschickt, und schön auszudrücken. Die damaligen Zeitumstände machten verschiedne besondre Anmerkungen nöthig, aber auch diese Anmerkungen sind izt noch nicht so ganz unnütz; jedoch ist bey der Anwendung derselben auf unsre Prosa eine gute Wahl anzustellen: und dieses war eben die Hauptbemühung bey der gegenwärtigen deutschen Uebersetzung.

Diese deutsche Uebersetzung hat eine doppelte Absicht. Sie soll zur Bildung der guten Prosa überhaupt dienen. Sie

soll

soll zugleich ein Lehrbuch für gute Lehrer in Schulen seyn.

Man kann es allerdings sehr wenigen zumuthen, daß sie den ganzen Quintilian, einen dicken Quartanten, oder auch nur die zwey Octavbände der Rollinisch-harlesischen Ausgabe, durchlesen, und das Beste für sich daraus nehmen und behalten sollten. Gleichwol kann man es allen zumuthen, daß sie einen guten Stil schreiben sollen; und — die Regeln desselben findet man am bewährtesten vom Quintilian vorgetragen. Ich behaupte nicht, daß er alle Regeln enthalte, aber ich behaupte, daß man, ohne der Lectüre seines Lehrbuchs, eine Menge der besten Regeln nicht wisse.

Auch selbst die in vielen Stücken originelle lateinische Schreibart dieses vortreflichen Rhetorikers macht die Lesung sehr schwer, und für alle diejenigen, welche Philologie und lateinische Sprache nicht treiben, zu schwer, um diese Lesung von ihnen zu verlangen. Ich hoffe hingegen, daß sich Quintilian in dieser

hier

hier erscheinenden Uebersetzung leicht und angenehm lesen lassen wird. Man wird, ohne Mühe, die Grundsätze der guten Schreibart kennen lernen, und das nüzliche mit dem gefälligen verbunden sehen.

Eine Anmerkung ist dabey vornehmlich nöthig: Die Methode des Römers weicht von der neuern Methode ziemlich ab; allein sie wird dadurch desto gründlicher.

Wenn ich weiß, wie ich eine ganze Rede ausarbeiten soll, so weiß ich ja nun um so viel besser, wie ein kleinerer Aufsatz abzufassen sey. Wenn ich weiß, wie ich loben, tadeln, meine Meinungen geltend machen, Vorwürfe entkräften, angenehm erzehlen, die Affecten erregen, den Willen des Zuhörers nach meinem Willen lenken soll, so weiß ich ja auch, wie ich überhaupt so, daß ich gefalle, reden und schreiben soll.

Und glaubt man, daß man auf diese Weise sich zwar vernünftig -- aber nicht wizig -- ausdrücken lerne, so erinnre

man

man sich der grossen und alten Wahrheit, daß, wie Abt Trúblet sagt, keine Narren unerträglicher sind, als die, welche Wiz haben. Allein, auch läuft die Ehre des Wizes bey den Regeln der Alten nicht Gefahr, wie selbst Quintilian schon in dem lezten Capitel dieses ersten Theils zeiget, im zweyten Theile noch mehr zeigen wird, und die drey Bücher des Tiro, welche blos die Einfälle (bons mots) des Cicero enthielten, beweisen noch deutlicher, wie sehr die Redekunst der Alten den Wiz nährte.

In den Schulen würden gute Lehrer, welchen ich diesen deutschen Quintilian besonders empfehle, denselben, nach meinem Urtheile, auf diese Art am besten brauchen; wenn sie, nach flüchtigem Durchgehen der ersten Capitel, die blos Erziehungsregeln enthalten, einzelne Absätze, der Reihe nach, erst in der Grundsprache erklärten, hierauf diese Uebersetzung zur Hand nähmen, und dadurch die lateinisch vorgetragnen Regeln lebhafter machten, endlich Beyspiele

aus vortreflichen Schriftstellern der alten und neuern Zeiten hinzufügten, auch wohl zuweilen eigne Ausarbeitungen machen liessen. Man wird auch mit leichter Mühe, und grossem Vortheile, die Sätze, und Vorschriften des weisen Römers weitläuftiger erklären, mit Beyspielen bestärken, und durch Wiederhohlungen dem Gedächtnisse einprägen. Doch werden die Umstände, und die Geschicklichkeiten der Lehrer, immer am besten die Methode zeigen, welche am nützlichsten ist.

Noch habe ich von dieser Uebersetzung selbst Rechenschaft zu geben. Sie ist unter meiner Aufsicht von einem solchen Uebersetzer verfasset, welcher beyden Sprachen, der, aus welcher, und der, in welche er übertrug, vollkommen mächtig ist, und welcher schon durch einige philologische Schriften seine glückliche Kenntniß in diesem Fache, und seine Talente dem Publicum gezeigt hat. Er hat bey dieser Uebersetzung alle diejenige Sorgfalt angewendet, welche der Endzweck derselben, und die Begierde, sich einiges Verdienst zu erwerben, erfoderten. Und dennoch

noch ist er gewissermaassen nicht der Uebersetzer allein, sondern ich gestehe gern, Antheil daran zu haben. Ich habe Zeile für Zeile mit dem Originale verglichen, verschiednes verändert; und diese Uebersetzung ist also mit doppelter Sorgfalt verfertiget. Man glaubte diese Pflicht der Achtung gegen die Leser eines deutschen Quintilians schuldig zu seyn.

Allein die Bestimmung, welcher diese Uebersetzung gewidmet ist, machte eine gewisse Freyheit nothwendig. Verschiednes, welches blos den Römern nützlich war, oder welches ihre gerichtliche Beredsamkeit betraf, mußte weggelassen werden. Man wird also hier nicht alles übersetzt finden, was die Harlesische Ausgabe enthält; es sind sogar einige Capitel, und öfters ganze Stellen, zuweilen weniger, weggeblieben: dafür sind einige Stellen aus der Gesnerischen Ausgabe, die sich in der Harlesischen nicht befinden, hier eingerückt worden. Der Nutzen für unsre Zeiten war der Hauptendzweck, und diesem mußte alles untergeordnet werden. Ein buchstäblich, nach allen Zeilen, übersetzter Quintilian wäre ein sehr unnützes, und gewis-

sermaassen comisches Werk geworden. Man wird so billig seyn, und unsere Uebersetzung nach dem Endzwecke des Nutzens beurtheilen.

Ich habe dem Texte nur solche Anmerkungen beygefügt, welche ebenfals dieser Endzweck erfoderte. Wie leicht hätten sie zu einer grossen Menge anwachsen können, wenn man Notengelehrsamkeit hätte zeigen wollen.

Der zweyte Theil dieser Uebersetzung des Quintilians wird ein brauchbares Register begleiten, und dieser zweyte Theil, welcher auf Ostern 1775 erscheinen soll, wird wegen der wichtigen, und vortreflich abgehandelten Materien vor diesen ersten gewiß den Vorzug erhalten. Ich schmeichle mir, daß die Bemühung des Herrn Uebersetzers durch den Beyfall des Publicums werde belohnt, und die Absicht, etwas nützliches geleistet zu haben, erlangt werden. Helmstädt, am 14. October, 1774.

Schierach.

Regeln

Regeln der Erziehungskunst,

aus dem ersten Buche

statt der Einleitung.

(Cap. 1.)

Sehr unrichtig ist die gewöhnliche Klage, daß wenigen Menschen ein Vermögen dasjenige zu fassen, was ihnen vorgetragen wird, von der Natur geschenkt sey; und daß die meisten Mühe und Zeit durch Trägheit ihres Geistes verderben. Im Gegentheil wird man mehrere antreffen, die Leichtigkeit im Denken, und Geschicklichkeit zum Lernen verrathen. Denn dies macht einen wesentlichen Vorzug des Menschen aus; und so wie Vögeln das Fliegen, Pferden das Laufen, wilden Thieren unbändige Wuth angeboren ist: so ist uns Fähigkeit zu denken, und Geschäftigkeit des Gei-

stes eigenthümlich.*) Daher wird der Seele ein himmlischer Ursprung zugeschrieben. Stumpfe und ungelehrige Köpfe aber erscheinen eben sowol auf eine nicht widernatürliche Art unter den Menschen, als Misgeburten von Cörpern und ungestalte Ungeheuer; obgleich beide sehr selten sind.

Ein Beweis davon ist die frühe Hofnung, welche die Jugend blicken läßt: erstirbt diese bey zunehmenden Jahren, so ist es klar, daß die Schuld

*) Eben diese Meynung hatte Loke, und wenn man an diesen grossen Weltweisen nicht blos den Nahmen verehrt, und die Vorurtheile, die er widerlegt, immerfort beybehalten hätte, wie es gewöhnlich ist, so würden wir nicht glauben, daß die Genies so gar selten von der Mutter Natur der Welt geschenkt würden. **Helvetius** geht in seinem Werke **von Menschen und dessen Geisteskräften** (Breslau 1774) noch weiter, und übertreibt im Gegentheile diese Bemerkung. Man sehe den **ersten Abschnitt** des 1ten Theils. Was **Quintilian** sagt, ist völlige Wahrheit, aber dabey ist nicht zu leugnen, daß selbst die Organisirung des Nervensystems in den einzelnen Menschen eine Verschiedenheit ihrer Kräfte verursache. Man hat seit einigen Jahren eine Menge von Schriften in England, Frankreich, und Deutschland über das Genie herausgegeben: man hat aber nicht gezeigt, wie jeder, nicht ganz verunglückte Mensch, ein Genie in irgend einem Fache werden könne. Jenes war scharfsinnig: dieses wäre nützlich gewesen; und man ist in der Welt immer lieber scharfsinnig als nützlich gewesen.

Schuld nicht am Geiste, sondern an der Bildung liegt. Freylich übertrift einer den andern an Fähigkeit, das gebe ich zu; doch nur so fern, daß er mehr oder weniger leisten kann: aber nicht ein einziger wird angetroffen werden, der durch Bemühung es zu gar nichts zu bringen im Stande wäre.

Wer dieses erwägt, wird, so bald er Kinder hat, auf dieselben besondre Sorgfalt verwenden. Zuerst sehe man darauf, daß die Wärterinnen der Kinder keine fehlerhafte Sprache haben. Chrysippus wünschte gar, daß sie gelehrt seyn möchten; wenigstens daß man die besten unter allen dazu auslåse. Auf gute Sitten muß man ohne Zweifel bey ihnen die meiste Rücksicht haben; doch müssen sie auch richtig sprechen. Das Kind wird sie zuerst hören, und ihre Worte durch Nachahmung zu widerhohlen suchen. Von Natur halten wir an demjenigen fest, was wir in zarten Jahren lernen; so wie der Geruch in dem frisch gefüllten Fasse immer derselbe bleibt *), und, so wie gefärbte Wolle nie wieder ihre verlorene einfache Weisse erhalten kann. Ja, je schlimmer die ersten Beyspiele sind, desto hartnäckiger bleiben sie hängen. Denn das Gute mag man leicht zum Bösen umändern; wann aber wird man Laster zum Guten umkehren können? Ein Kind muß

*) Eine Anspielung auf den bekanten Horazischen Vers. Epist. I. 2, 69.

Quo semel est imbuta recens, seruabit odorem Testa diu.

daher nicht in der zarten Jugend an eine Sprache gewöhnt werden, die es in der Folge ablegen soll.

Bey den Eltern wünschte ich recht viele Kenntnisse. Ich rede aber nicht nur von den Vätern. Denn die Beredsamkeit der Gracchen beförderte, wie die Geschichte lehrt, nicht wenig auch ihre Mutter Cornelia, deren vortrefliche Schreibart in ihren Briefen der Nachkommenschaft aufbewahrt ist. Auch die Tochter des Lälius soll im Ausdrucke ihres Vaters Beredsamkeit haben erreichen können. Und die Rede der Tochter des Hortensius, die sie vor dem Gerichte der Triumvirs gehalten, lesen wir nicht blos aus Ehre für ihr Geschlecht. *) Aber auch diejenigen Eltern, welche nicht das Glück gehabt haben, etwas zu lernen, müssen nicht geringere Sorgfalt auf den Unterricht ihrer Kinder wenden, sondern eben deswegen desto aufmerksamer seyn.

Einige

*) Quintilian konte hier ein weit grösseres Beyspiel anführen, wenn seine Absicht ihn nicht auf die Beredsamkeit eingeschränkt hätte, die **Mutter** des grossen Cäsars. Man glaubte in Rom, daß das Leben dieses erhabnen Geistes ein beständiger Abdruck der Lehren, seiner grossen Mutter sey. Wenn es auf die Menge von Beyspielen ankäme, würde man aus der Geschichte eine grosse Anzahl von grossen Männern nennen können, die es durch ihre Mütter wurden.

Einige haben es nicht gebilliget, daß man junge Leute schon vor dem siebenten Jahre unterrichte, weil mit diesem Jahre erst junge Köpfe zum Lernen fähig würden, und das mühsame derselben vertragen könnten. Viele glauben, daß Hesiodus dieser Meinung gewesen sey. Allein Aristophanes, der Grammatiker, ist der erste, der bewiesen hat, daß die ὑποθῆκαι (so heißt das Buch, in welchem sich jene Meinung befindet,) nicht vom Hesiodus sind. Aber auch andere Schriftsteller, und unter andern Eratosthenes, haben eben den Rath gegeben. *) Indessen ist es besser, die Erziehung der Kinder mit dem Chrysippus auf keinen gewissen Zeitpunct einzuschränken. Denn ob er gleich für die Wärterinnen nur eine Zeit von drey Jahren bestimmet, so will er doch zugleich, daß die junge Seele auch schon von ihnen die erste gute Bildung erhalten soll. Und warum sollte das Alter, welches für die Cultur der Sitten geschickt ist, nicht auch den Unterricht für den Verstand anzunehmen fähig seyn? Zwar weiß ich wohl, daß in dieser ganzen Zeit, von

 welcher

*) Es scheint also, es habe in jenen Zeiten schon einige Rousseaus gegeben. Die Grundsätze des Quintilians sind übrigens dem Basedowischen neuen Erziehungssysteme nicht gemäß, und es ist wohl nicht gut gethan, das Gedächtnis in denjenigen Jahren, in welches es cultivirt werden soll, vernachläßigen, und die Urtheilskraft, welche Kenntnisse voraus setzt, in derjenigen Zeit schärfen wollen, wo sie noch weicher Embryo ist.

welcher ich rede, kaum so viel ausgerichtet werden könne, als in einem einzigen Jahre der zunehmenden Jugend. Aber die, welche den obigen Satz billigen, kommen mir vor, als wenn sie mehr des Lehrers, als des Lehrlings schonen wollten. Und was sollen denn die Kinder thun, wenn sie nun sprechen können? Etwas müssen sie doch nothwendig thun. Oder warum wollen wir den Gewinn, den wir unterdessen doch machen können, er mag auch noch so unbedeutend seyn, verachten? Ist es gleich wirklich wenig, was die frühesten Jahre zur Erziehung beytragen, so wird doch nun das Kind in dem Jahre alsdenn das mehrere lernen, in welchem es das erstere wenige hätte lernen müssen. Fährt man alle Jahre auf diese Weise fort, so wird doch endlich eine Summe von Kenntnissen, und die Zeit, die in der Kindheit schon gut angewandt ist, kömmt den Jünglingsjahren zu Nutzen. Eben diesen Rath befolge man auch bey weiterem Alter, nemlich, daß man dasjenige, was man doch einmal lernen muß, nicht zu spät anfange zu lernen. Darum lasset uns die ersten Lebensjahre nicht verderben; um desto weniger, weil der Anfang unserer Kenntnisse auf dem blossen Gedächtnisse beruhet, welches bey Kindern *) am festesten ist.

Ich

*) Diese wahre Bemerkung des erfahrnen Römischen Pädagogen (um das beliebte neuere Wort zu gebrauchen,) kann die beste Bestätigung des in der vorigen

Ich verkenne die Schwachheit der zartesten Jugend nicht so sehr, daß ich eine scharfe Zucht für sie verlangen, und glauben sollte, man könne schon etwas vollkommenes mit diesem Alter anfangen. Vielmehr hüte man sich, daß der junge Geist, der die Wissenschaften noch nicht lieben kann, nicht anfange, sie zu hassen, und ihre einmal geschmeckte Bitterkeit, auch, wenn er über die rohen Jahre hinaus ist, scheue: Das Lehren sey hier ein Spiel; man bitte ihn, man reitze ihn durch Lob, bisweilen lasse man ihn glauben, er wisse schon etwas, und lasse ihn sich darüber freuen. Mannichmal unterrichte man einen andern seines Alters, damit er ihn beneide, sich dann selbst befeifere, und andere übertroffen zu haben, glaube. Auch durch Belohnungen, so wie sie dieses Alter gerne hat, muntere man seine Lust zum Lernen auf.

Aber wie? braucht es einen Redner und Dichter zu bilden solcher Kleinigkeiten? Ja, denn auch die Einsichten haben ihre Kindheit; und so wie der Wuchs der stärksten Cörper den Anfang schon von der ersten Milch, und von der Wiege macht, eben so gab der größte Redner auch einst ein kindisches Lallen von sich, wagte es mit wankender Stimme zu sprechen, und beschäftigte sich mit den Formen der Buchstaben. Und wird man deswegen dieses erste Lernen für unnöthig halten, weil es noch nicht

rigen Anmerkung geäuserten Urtheils, in Absicht des Basedowischen Systems, geben.

nicht hinlänglich ist? Wie kann man es an einem Vater misbilligen, wenn er auch diese frühe Aufmerksamkeit auf seinen Sohn nicht vernachläßigt, da man es keinem übel nimmt, seine häußliche gute Verfassung brauchbar zu machen? Diese Kleinigkeiten sind desto unentbehrlicher, weil noch geringe Fähigkeiten auch geringere Kenntnisse leichter annehmen. So wie zu gewissen Lenkungen der Glieder die Cörper nur so lange sie noch zart sind, sich bilden lassen, so macht ebenfals die ältere Stärke die Seele zu gewissen Eindrücken zu hart. Würde wohl jener Macedonische König Philippus seinem Prinzen Alexander den ersten Kinderunterricht von einem Aristoteles, dem größten Philosophen seiner Zeit, haben ertheilen lassen, und würde dieser einen solchen Vorschlag angenommen haben, wenn er nicht gewußt, daß auch die früheste Unterweisung von dem geschicktesten Manne am besten ausgeführt würde, und mit zum Ganzen gehöre? Nun, wohlan, wir wollen uns vorstellen, es werde auch uns ein Alexander gegeben, der auf unserm Schosse sitzend die allergrößte Aufmerksamkeit verdiene; (wiewohl, es verdient sie ein jedes Kind) sollte ich mich schämen ihn in den ersten Anfangsgründen alles Wissens auch jene an sich unbedeutende Kleinigkeiten zu lehren?

Von den Kennzeichen des Genies.

(Cap. 3.)

Das erste vornehmste Merkmahl des Genies ist das Gedächtniß, dessen zwiefache gute Eigen-

Eigenschaft ist, leicht etwas zu fassen, und es treulich zu behalten. Das nächste ist die Nachahmung. Denn auch das zeugt von einem gelehrigen Kopfe, wenn junge Leute das, was sie gewahr werden, wieder anzubringen suchen; nicht etwa was den äusserlichen Anstand, oder den Gang gewisser Leute, oder etwas schlechtes betrift. Der junge Mensch wird mir wenig Hoffnung machen, der es aus Nachahmung dahin zu bringen sucht, daß man über ihn lacht. Hat er wirklich Genie, so wird er auch sittsam seyn; denn sonst würde ich den schwachen Kopf einem zum Bösen geneigten noch vorziehen. *) Indessen wird seine Sittsamkeit sich doch von jener schläfrigen Trägheit entfernen. Was ihn gelehrt wird, wird er ohne Schwierigkeit fassen; um manches wird er auch wißbegierig fragen; aber doch mehr nachfolgen, als voranlaufen. Denn die gar zu frühe Blüthe der Genies kömmt nicht leicht zur Frucht. Kleinigkeiten begreifen sie leicht; übertreiben aber bald ihre Kühnheit, und zeigen geschwind, was sie vermögen. Das können sie gemeiniglich schon längst, was ihnen nur erst soll gesagt werden.

*) Aber aus einem schwachen Kopfe läßt sich nichts bilden, dahingegen ein zum Bösen geneigter durch passende Mittel noch zu einem guten Genie gebildet werden kan, wenn er genugsam Geisteskräfte hat. Man kan übrigens das erste Buch der vortreflichen Poetik des Vida mit dieser Stelle des Quintilians vergleichen, und es als einen poetischen Commentar nutzen.

Sie setzen Worte zusammen, und peroriren sie mit unverstellten Gesichte, ohne durch mistrauische Schamhaftigkeit aufgehalten zu werden. Sie leisten nicht viel; aber alles geschwind. Was sie wissen, hat keine rechte Festigkeit, und nicht gehörigen Grund, wie Samenkörner, die nur auf die Oberfläche des Bodens gestreuet sind, zwar geschwinder aufkeimmen, und bald zu kleinen Grashalmen in die Höhe wachsen, aber vor der Zeit der Erndte mit ihren leeren Aehren verwelken. Dieses geschwinde Zunehmen gefällt freylich in den frühen Jahren; aber bald darauf steht es still, und mit ihm erstirbt auch die Bewunderung andrer.

Wenn nun der Lehrer die Fähigkeit seines Lehrlings geprüft hat, so forsche er, wie der Geist desselben müsse behandelt werden. Einige sind, wenn man sie nicht antreibt, verdrossen; einige leiden keinen befehlerischen Ausdruck; einige hält die Furcht zurück, und einigen benimt sie den Muth; andere schlägt ein fortgesetztes Anstrengen gänzlich zu Boden. *) Bey andern wirkt sie das Gegen-

*) Bey dieser Stelle sind die Critiker nicht eins. Ich glaube den Worten, so wie sie der Text hat, ohne eine neue Leseart anzunehmen, den natürlichsten Sinn gegeben zu haben, der auch leicht zu finden war, wenn man nur die Steigerung in der Rede hier bemerkte: metus continet quosdam, alios debilitat, alios continuatio extundit; in aliis plus impetus

Gegentheil, und ermuntert sie noch mehr. Ich wünsche mir einen solchen, den Lob anfeure; den Ehre reitze, der von seinen Fehlern überführt weine. Ehrgeitz wird seinen Fleiß nähren, ein Verweiß wird ihn anspornen, und Ehre ihn ermuntern; Bey ihm werde ich nie Trägheit zu befürchten haben.

Alle aber müssen mit einiger Nachsicht behandelt werden; nicht nur deswegen, weil nichts eine fortdauernde Beschwerlichkeit vertragen kann, und auch sinn- und leblose Maschinen, wenn sie ihren Gebrauch behalten sollen, durch abwechselnde Ruhe sich erholen müssen, sondern auch, weil der Fleiß im Lernen auf den freyen Willen, der nicht gezwungen werden kann, ankömmt. Daher wird mich ein Spiel nicht ärgern; denn auch dies ist ein Zeichen eines muntern Kopfes. Aber von jenem, der immer traurig ist, und den Kopf hängt, kann ich nicht hoffen, daß er beym Studiren einen aufgeweckten Geist haben werde, da schon itzt ihm die seinem Alter so wesentliche Lustigkeit fehlt. Aber auch die Nachsicht hat ihre Grenzen. Versagt man sie gänzlich, so wirkt das einen Haß gegen die Wissenschaften; übertreibt man sie, so gewöhnt das zum Müßiggange. Selbst einige

impetus facit. Anm. d. Uebers. Gesner erklärt extundit durch perficit ac tales reddit quales volumus. Und dann müste man übersetzen: „Aus einigen erpreßt „eine fortgesetzte Anstrengung etwas gutes, bey an„dern wirkt eine schnelle Hitze mehr.„

einige Spiele sind den Verstand der jungen Leute zu schärfen geschickt; zum Beyspiel wenn sie mit allerley kleinen Fragen einen Wettstreit unter einander anfangen. Auch der Character verräth sich selbst beym Spiele in seiner wahren Gestalt; wenn man nur auch hiebey glauben wollte, daß die früheste Jugend nicht zu schwach ist, zu lernen, was erlaubt, und unerlaubt sey; ja, daß sie eben alsdenn die beste Bildung empfängt, wenn sie noch aller Verstellung unfähig ist, und ihrem Aufseher am willigsten gehorcht. Was einmahl zum bösen verhärtet ist, wird man eher zerbrechen, als bessern. So oft der Lehrling etwas aus Uebermuth, Bosheit, oder Eigensinn thut, verdient er eine Erinnerung. Immer sey der Ausspruch des Virgils uns gegenwärtig:

So wichtig ist der zarten Jugend Gewohnheit. *)

Von der Sprachkunst.

(Cap. 4.)

So bald der Lehrling im Lesen und Schreiben Fertigkeit erlangt hat, so bekömmt die Sprachkunst ihren Platz, eine Wissenschaft die mehr in sich enthält, als ihr Nahme verspricht. Sie begreift zwey Abtheilungen in sich, die Wissenschaft richtig zu reden, und die Critik der Muster. Mit jener ist zugleich die gute Schreibart verbunden, und zur Kenntniß der Muster gehört vor allen andern eine richtige Lesart, bey beyden aber liegen

*) Adeo in teneris consuescere multum est. Georg. II. 272.

liegen gesunde Urtheile zum Grunde. Es reicht auch die Lektüre einzelner Muster nicht zu. Jede Gattung von Schriften muß man studiren, nicht nur, um ihres Inhalts willen, sondern auch selbst, um einzelner Worte und Ausdrücke willen, die so oft durch die Scribenten erfunden und eingeführt worden. Weiß man nichts von der Sternkunde; wie will man so viele Dichter verstehen, die so oft durch den Auf- und Untergang der Gestirne, gewisse Zeitpuncte poetisch beschreiben. Auch muß die Critik nicht ohne Philosophie seyn, weil eine so grosse Menge von Stellen selbst in den Dichtern aus der innersten Subtilität der Naturlehre genommen sind, wie denn unter den Griechen Empedocles, unter den Lateinern Varro und Lucrez die Grundsätze der Weltweisheit in Verse gebracht haben. Auch wird zu dieser Lektüre Beredsamkeit erfodert, damit man von allen mit Genauigkeit und Reichthum reden könne. Daher sind auch diejenigen unerträglich, welche die Critik als eine seichte und fade Kunst verspotten. Wenn sie nicht in den schönen Wissenschaften dem Redner und Dichter den Grund legt, so muß sein ganzes Gebäude einstürzen. Sie ist unentbehrlich dem Jünglinge, ergötzend für den Greis, eine angenehme Gesellschafterin in der Einsamkeit, und sie allein hat vor allen andern Wissenschaften mehr mühsames als prahlendes.

Ein jeder Aufsatz muß drey Eigenschaften haben: er muß fehlerfrey, deutlich, und schön seyn. Das schickliche, als eins der vornehmsten

Erfordernisse, lasse ich darum aus, weil die mehrsten Lehrer es mit zur Schönheit rechnen. Diese nun so wohl, als die eben so viele entgegen gesetzte Fehler muß die Critik prüfen, und ihren Werth zu bestimmen wissen. Auch selbst der verschiedene Gebrauch der Wörter gehört in ihr Gebiet. Worte heissen **eigenthümliche**, wenn sie dasjenige bezeichnen, zu dessen Bedeutung sie zuerst gebraucht sind. **Uebertragen**, oder **bildlich** heissen sie, wenn sie an sich, und ihrer Natur nach einen andern Sinn haben, als in dieser, oder jener Verbindung der Worte. Am sichersten bedient man sich der gewöhnlichen; neue aber erfindet man schwerlich ohne Gefahr. Denn wenn sie schon gebraucht werden, gereichen sie dem Verfasser zu einem nur mäßigen Lobe; werden sie aber verworfen, so gereichen sie wohl gar zum Spotte: Gleichwol kan man immer etwas wagen: Denn, wie Cicero sagt *), auch das anfangs hartscheinende verliert durch den Gebrauch seine Härte, und wird sanfter für das Gehör.

Man hat bey dem Ausdrucke auf die grammaticalische **Richtigkeit** auf das **Alter** die **Autorität** und den **Gebrauch** der Wörter zu sehen. Das **Grammaticalische** hängt meistens von der Analogie, und Etymologie ab: Das alte empfiehlt sich durch ein gewisses ehrwürdiges Ansehn. Die **Autorität** der Wörter bestimmen die Redner

*) De Nat. Deor. l. 34. Er führt zum Beyspiele die Wörter beatitas und beatitudo an.

Redner und Geschichtschreiber. Denn die Dichter spricht in diesem Stücke der Zwang des Silbenmaasses von der genauern Befolgung der Regel frey. Mannichmahl ziehen sie auch wohl, wann gleich die Harmonie des Verses sie nicht hindert, das ungewöhnliche vor. Das Exempel grosser prosaischen Schriftsteller gilt für grammaticalische Gesetze, und da fehlt man auf eine erlaubte Art, wenn man würdigen Vorgängern folgt. Der eingeführte Gebrauch aber ist der sicherste Lehrer der Sprache. Man muß diesen Werth erkennen, und annehmen, so wie die Münze, die das Gepräge trägt, welches in dem Staate, worin wir leben, für gültig gehalten wird.

Worte, die aus dem Alterthum gehohlt sind, haben ihre grossen Verfechter, bringen auch wirklich in die Schreibart eine gewisse Würde, die nicht ohne Reiz ist. Sie haben das Ansehn ihres Alters für sich, und weil man sie eine Zeitlang nicht genutzt hatte, so veranlassen sie itzt eine gewisse Anmuth, die dem Reize der Neuheit gleich kömmt. Aber doch ist hiebey zu merken, daß man sie nicht zu häufig anbringe und mit merklicher Absicht. Denn nichts ist unangenehmer, als ein affectirtes Wesen. Wie fehlerhaft aber muß ein Aufsatz seyn, dessen vornehmste Schönheit die Deutlichkeit ist, wenn man ihn ohne Ausleger nicht verstehen kann? So wie nun unter den neuen Wörtern die ältern die besten sind, so sind es im Gegentheil unter den ältern die neuesten.

Eine

Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Autorität der Worte. Denn wenn derjenige nicht fehlerhaft schreibt, der sich solcher Worte bedient, welche die besten Schriftsteller haben, so kömmt es doch dabey nicht allein darauf an, was sie gesagt, sondern welchen Beyfall sie damit erhalten haben.

Es bleibt also der **Sprachgebrauch** übrig. Denn fast wäre es lächerlich, sich lieber so ausdrücken zu wollen, wie man ehemals geredet, als wie man itzt redet. Und was ist denn die alte Sprache anders, als der alte Sprachgebrauch? Aber dazu gehört nun freylich critische Kenntniß der Sprache, zu bestimmen, was wir denn eigentlich **Gebrauch** oder **Gewohnheit** nennen. Sollte es so viel heissen, als was die meisten thun, so würde dies gewiß ein sehr gefährlicher Grundsatz nicht nur für die Schreibart, sondern auch für die Moralität des Lebens seyn. Also nicht das Fehlerhafte, wodurch die Menge ihre Sprache auszeichnet, gehört zum Sprachgebrauch, und macht also auch keine Regel für die Schreibart aus. Ich berichtige daher den Begrif der Sprachgewohnheit also, daß ich sie die **Uebereinstimmung in der Sprache der Gelehrten** nenne, so wie die moralische Gewohnheit die Uebereinstimmung der Handlungen der Rechtschafnen ist.

Itzt, da ich die allgemeinen Grundsätze für die Sprache entwickelt habe, muß ich noch bestimmen, was beym Schreiben zu beobachten ist. Die Griechen nennen das überhaupt **Orthographie**, wir

wir Rechtschreibung, und sie enthält nicht sowohl die Kenntniß der Sylbenschreibung, sondern verschiedene Subtilitäten. Ich denke, die ganze Kunst läßt sich in diese einzige Regel concentriren: Man schreibe alles so, wie es ausgesprochen wird, ausser wo der Gebrauch ein Wort anders zu schreiben, statt findet. Denn dies ist die Bestimmung der Buchstaben, daß sie die Worte bewahren, und dem Leser gleichsam als ein Depositum geben.

Also müssen sie auch alles auf diejenige Art ausdrucken, wie wir es sprechen. *)

Dies wären ohngefehr die Erfordernisse der Richtigkeit im Reden und Schreiben. Die zwey übrigen, nemlich den passenden und schönen Ausdruck verspare ich bis in die Redekunst.

Hiebey

*) Diese Regel war für die lateinische Sprache sicherer, als sie für die neueren lebendigen Sprachen ist, in denen so verschiedene Abänderungen in der Aussprache, selbst der Gelehrten, sich finden. Ueberhaupt bezieht sich der gröste Theil dieses Abschnitts von der grammaticalischen Critik auf das wesentliche der lateinischen Sprache. Man hat auch daher vieles, was für eine deutsche Uebersetzung unschicklich gewesen wäre, weglassen müssen; und man würde diesen ganzen Abschnitt weggelassen haben, wenn die allgemeinen Regeln nicht gleichwol so nützlich wären.

Hiebey aber fällt mir ein, man könnte das gesagte für zu unbeträchtlich, und für Hindernisse des wichtigern ansehen. Ich gebe auch gern zu, daß man hierin nicht bis zur äussersten Aengstlichkeit, und zu läppischen Spitzfindigkeiten, sich herablassen, und den Flug des Genies aufhalten und hemmen müsse. Aber nichts als das übermäßige kann in der Critik Schaden verursachen. Ist ein Marcus Tullius deswegen ein geringerer Redner, weil er diese Kunst mit ungemeinem Eifer studiert, und, wie aus seinen Briefen erhellt, der schärfste Beurtheiler der Schreibart seines Sohnes gewesen ist? Oder, sind dem nachdrücklichen Stile des Julius Cäsars seine Schriften über die Analogie hinderlich gewesen? Oder, war ein Messalla minder schön, weil er ganze Abhandlungen über einzelne Worte, und so gar Buchstaben geliefert hat? Nicht wenn man durch diese Gefilde wandelt, nur, wenn man sich zu lange darauf verweilt, wird man auf der Reise aufgehalten.

Von der ersten Lectüre.

(Cap. 5.)

Noch ist die Lectüre übrig. Es geht nicht an, daß man, ausser beym Lesen selbst, jungen Leuten zeige, wo sie den Athem an sich halten, wo einen Absatz machen sollen, wo ein voller Sinn sich endige, wo ein neuer anhebe; wenn man die Stimme erheben, und fallen lassen; was man mit jeder Modulation der Stimme langsamer, geschwinder, mit Affect, oder mit sanftem Tone aus-

aussprechen müsse. Hier bemerke ich nur, daß man wissen muß, wie alles dieses zu machen sey. Man gewöhne sich aber vorzüglich an ein gesetztes männliches Lesen, welches sanfte Anmuth mit einer gewissen ernsten Würde vereiniget, Dichter nicht wie kalte Prose lieset, (denn sie sagen ja selbst, daß sie singen) und doch nicht zum singenden Declamiren ausartet, auch gleich weit von einer weibischen Delicatesse *) (die itzt so sehr Mode wird,) entfernt ist. Hierüber soll Jul. Cäsar noch als ein junger Mensch sehr wohl zu jemanden gesagt haben: **Wenn du singest, so singst du erbärmlich schlecht; und wenn du liesest, so singst du.** Selbst die Prosopopöien höre ich nicht einmal gern, wie einige thun, mit theatralischer Declamation prononciren; wohl aber, daß man der Stimme eine andere Beugung giebt, als bey solchen Stellen, wo der Dichter selbst redet.

Wie die Lectüre aber selbst anzustellen sey, verdient genaue Erinnerung. Die vornehmsten

*) Plasmate. Die Critiker sind über dieses Wort, so wohl bey dieser Stelle, als auch im XI. Cap. wo es wiederum vorkommt, nicht einig. Gesner gesteht am letzten Orte, er wisse selbst nicht recht, was Quintilian wolle, gleichwol gibt eben dieser bescheidne Gelehrte die richtigste Erklärung davon. Es war eine gewisse lispelnde, zärtliche, Aussprache, dergleichen ich mich erinnere bey verschiedenen Petitmaitres bemerkt zu haben.

sey diese, daß zarte Seelen, die eine höhere Bestimmung haben, als die rohe, und unwissende Menge, nicht nur das schöne, sondern vorzüglich, das moralisch gute lernen. Daher ist es eine vortrefliche Gewohnheit, die Lectüre sogleich vom Homer, und Virgil anzufangen, obgleich ihre Schönheiten einzusehen reifere Kenntnisse erforderlich sind. Aber dazu ist noch immer Zeit genug. Denn man muß sie mehr als einmal lesen. Genug, wenn beym erstenmale nur der Geist durch die Erhabenheit des Epischen Gedichts empor gehoben, durch die Grösse der Gegenstände belebt, und mit dem vortreflichen Gedanken bekannt gemacht wird. *)

Auch die Tragischen Dichter haben ihren Nutzen. Die Lyrischen nähren die Seele nicht weniger; doch muß man hier nicht so wohl eine gute Auswahl der Schriftsteller, als einzelner Gedichte treffen. Denn auch die Griechischen lyrischen Dichter haben oft zu frey gesungen, und den Horaz möchte ich in vielen Stellen nicht einmal gern auslegen. Die Elegie, in so fern sie Liebes-

*) Ich würde im Deutschen den Leonidas, nach der Ebertschen Uebersetzung, und aus der Meßiade nur einzelne schöne Stellen, vorschlagen; wenn anders mit dem epischen Dichter so zeitig angefangen werden soll, welches zu unsern Zeiten nicht so vortheilhaft ist, als zu der Römer Zeiten, wie man leicht einsieht. Quintilian kannte noch nicht Gellerts Fabeln, und Cramers Psalmen.

beserklärungen enthält, und die Hendecasyllaben, die spashafte Schwänke sind, (von den schmutzigen versteht sichs von selbst) vermeide man, wenns möglich ist, auf immer; wo nicht, so verschiebe man sie wenigstens bis auf ein gesetzteres Alter. Was die Comödie, die auch zum guten Stile vieles beytragen kann, weil sie Charactere und Leidenschaften schildert, jungen Genies für Vortheil verschaffe, werde ich hernach an seinem Orte sagen. Denn wenn die Sitten darinnen gut sind, so müssen Comödien vor allen andern gelesen werden.

Vorzüglich sind die ältern Lateinischen Schriftsteller zu empfehlen, wenn gleich ihr Genie mehr als die Kunst gearbeitet hat, besonders um des Reichthums der Worte willen, deren Eigenschaft in den Trauerspielen ernste Würde, in den Lustspielen Feinheit, und Attische Schönheit ist. Auch ist bey ihnen die Oekonomie genauer und richtiger abgemessen, als bey einem grossen Theile der neuern, die den einzigen Vorzug ihrer Werke blos in Sentenzen suchen. Von jenen lernt man die ächte, und, daß ich so rede, männliche Sprache, da hingegen wir itzt auf alle mögliche Gattungen von übertriebner Delicatesse auch in der Schreibart verfallen sind.

Die größten Redner des Alterthums gebrauchten die Gedichte auch selbst in ihren Reden zum Schmucke eigener Beredtsamkeit. Wir finden vorzüglich beym Cicero, noch häufiger beym Asinius,

und den gleichzeitigen Rednern, daß sie ganze Verse des Ennius, Accius, Pacuvius, Lucil, Terenz, Cäcil eingewebt haben, nicht so wohl um sich mit ihrer weitläufigen Belesenheit auszuschmücken, sondern vornehmlich um die Trockenheit der Materie durch die gefälligen Reitze der Poesie angenehmer zu machen. Dazu kömmt der nicht weniger beträchtliche Vortheil, mit dichterischen Aussprüchen, als geltenden Beweisen, dasjenige zu bestätigen, was man vorträgt. Jenes gehört für das jugendliche, dieses für das gesetztere Alter. Denn die Lust zur Critik, und die Anwendung der Lectüre muß nicht in den engen Zeitraume der Schülerjahre eingeschlossen seyn, sondern sich auf die ganze Dauer des Lebens erstrecken.

Beym Vorlesen muß der Lehrer auch auf jene weniger wichtigen Umstände Rücksicht nehmen, daß er einzelne Stellen der Dichter in ungebundner Rede widerhohlen, und von den Eigenschaften der Füsse Rechenschaft geben lasse. Die letztern müssen in Gedichten desto bekannter seyn, da sie in der rednerischen Zusammensetzung der Perioden auch erfordert werden. Er bemerke ferner, was im Ausdrucke fremd, unnatürlich, was wider den Sprachgebrauch gesagt ist. — Auch ist es in diesem erstern Unterrichte nicht ganz ohne Nutzen, zu zeigen, in wie mancherley Verstande jedes Wort genommen werde, und welche Verbindungen von Wörtern ungewöhnlicher sind. Mit noch grösserer Genauigkeit lehre er sie die Tropen beurtheilen, die nicht nur Zierathen des

Gedichts,

Gedichts, sondern auch des Prosaischen Aufsatzes sind, auch beiderley Gattungen der Bilder, so wohl die, welche Bilder des Ausdrucks, als auch die, welche Bilder der Gedanken heissen. Von diesen, werde ich, wie von den Tropen, da reden, wo ich den Schmuck der Rede entwickeln werde.

Vor allen Dingen präge sich das junge Genie fest ein, was die eigentliche Schönheit des Plans, und der schicklichen Beschreibung der Gegenstände ist; was den Charaktern der Personen angemessen sey, was in den Sentiments, und was in den Worten nachahmungswürdig, wo ein voller Reichthum, und wo die Mäßigung desselben sey.

Hiezu komme noch die Erzehlung der Geschichte, die allerdings sorgfältig, aber nicht bis zur übermäßigen Mühe getrieben seyn muß. Es ist hinlänglich insgemein angenommene, und von glaubwürdigen Schriftstellern erwähnte Begebenheit allgemein zu erzehlen. Alles, was ein verächtlicher Mensch je gesagt hat, weitläuftig vorzutragen, ist eine unnütze und mühselige Beschäftigung, zeigt von einem leeren Stolze, hält junge Köpfe auf, und überschüttet sie, da sie unterdessen die Zeit besser anwenden könnten. Wer Lust dazu hat, jede lesensunwürdige Blätter sorgsam durch zu studieren, der könnte ja nur seinen Fleiß auf Weiberhistörchen verwenden. Von solchen Plunder aber sind die Schriften der alten

Grammatiker voll, *) die sie kaum selbst alle kennen. Denn so weiß man vom Didymus, der mehr geschrieben, als irgend ein Sterblicher, daß, als er einst einer falschen Erzählung widersprach, ihm eine seiner Schriften gebracht wurde, worinn sie enthalten war. Bey fabelhaften Begebenheiten geht dies bis zum höchst lächerlichen, manchmal bis zum schimpflichen. Ein jeder schlechte Mensch erlaubt sich hier die Freyheit, nach Gefallen zu erdichten; und führt Zeugen und Schriften lügenhaft an, die Niemand nachschlagen kann, weil sie nie existirt haben. In bekannten Erzählungen werden solche Personen von neugierigen Forschern ertappt. Darum halte ich es auch für eine gute Eigenschaft eines Lehrers, manches nicht zu wissen.

Von

*) Für einige ist bey dieser Stelle, so wie bey diesem Abschnitte überhaupt, nöthig zu erinnern, daß die **Grammatiker**, von welchen **Quintilian** hier redet, ganz andere Personen sind, als welche man sich unter diesem Worte vorstellen könte. Es sind die **Lehrer**, welche alle die Wissenschaften verstehn mußten, durch welcher ein Gelehrter und Redner gebildet wurde. Es sind die Professores der Römer, wie denn selbst Quintilian diesen Nahmen führte, und eine öffentliche Besoldung genoß. Sie unterrichteten den Jüngling in allen Wissenschaften, und daher redet unser Verfasser von den vielen Fächern der Gelehrsamkeit in dieser Anleitung zur Beredsamkeit.

Von den Vorübungen in der Schreibart.

(Cap. 6.)

Wenn man so weit gekommen, daß man die ersten Grundsätze der Sprache, und die Schriftsteller, sich bekannt gemacht hat, wovon jenes die methodische, dieses die historische Lehrart heißt, so wende man sich zu den ersten Vorübungen im Stile, die sich für die Jahre schicken, welche einen schwerern Unterricht noch nicht leiden. Dahin rechne ich, daß man den Anfänger Aesopische Fabeln, die an Leichtigkeit zunächst auf die gewöhnlichen Histörchen der alten Mütterchen folgen, in einem reinen, uud sich nicht über die Grenzen des alltäglichen erhebenden Vortrage erzählen; darauf die plane Einfalt derselben mit Kunst zu Papiere bringen; zuerst die Verse in ungebundene Sprache übertragen, darauf mit veränderten Worten erklären; und dann eine Umschreibung derselben versuchen läßt, bey welcher es aber verstattet seyn muß, einiges kürzer auszudrücken, einiges zu verschönern, doch beides so, daß der Sinn des Dichters eben derselbe bleibt. Auch vollkommne Lehrer finden hierin Schwierigkeit. Hat man aber erst eine Fertigkeit darin erlangt, so wird jede Art der Beredsamkeit mit grösserer Leichtigkeit erlernt werden können. Auch allgemeine Sätze, moralische oder historische Schilderungen, wozu der erste Entwurf gegeben ist, sind empfehlungswürdige Jugendarbeiten. In kleinen Erzählungen, die von Dichtern bearbeitet sind,

muß man sich, nicht eigentlich um seine Schreibart dadurch vollkommen, sondern nur, um sich damit bekannt zu machen, üben.

Daß man mehr, als eine Wissenschaft, zugleich treiben müsse.

(Cap. 7.)

Ein Jüngling muß in dem ganzen Umfange der Kenntnisse sich unterrichten lassen, damit er die so genante Encyclopädie der Gelehrsamkeit inne habe. Aber man pflegt zu fragen, ob man Wissenschaften, die man lernen muß, zu gleicher Zeit so wohl lehren, als lernen könne. Es leugnen es einige, weil, wie sie sagen, die Seele zerstreuet, und durch viele Wissenschaften, die verschiedne Zwecke haben, ermattet werde. Weder die Kräfte des Geistes, noch des Cörpers, noch auch die Zeit reiche zu, und wenn auch das gesetztere Alter es vertragen könne, so müssen doch die ersten Jugendjahre nicht damit beschweret werden.

Aber man weiß noch nicht, wie viel die Natur des menschlichen Genies vermag, wenn man so urtheilt. Es ist so geschäftig, und hurtig, sieht sich, daß ich so rede, so sehr von allen Seiten nach etwas neuem um, daß es ihm nicht einmal möglich ist immer einerley zu thun, vielmehr seine Kräfte nicht nur jeden Tag, sondern jeden Augenblick auf mehrere Dinge zugleich zu wenden bemüht

bemüht ist. Sind nicht auch die Acteurs in den Schauspielen zur gleicher Zeit auf die Erinnerung ihrer Rollen, auf den Ton, und die verschiedenen Beugungen ihrer Stimme bedacht? Ja, wenn eine schleunige Nothwendigkeit uns ohne Erwartung zwingt, vor einer Versammlung zu reden, müssen wir nicht mit unsern Gedanken gegenwärtig seyn, und doch auch zugleich auf das folgende hinaussehen? werden nicht noch dazu Erfindungen, Auswahl der Materie und Worte, schickliche Action, Aussprache, Manieren, und Bewegungen erfordert? Wenn nun die Seele so verschiedene Dinge auf einmal unternehmen kann, warum sollte nicht auch der Jüngling seine Arbeiten nach Stunden vertheilen können, besonders, da die Mannichfaltigkeit selbst den Geist erquicket, und ermuntert, hingegen es weit mühsamer für ihn ist bey einer einzigen Arbeit lange auszuhalten? Hat man eine Zeit geschrieben, so ruhet man durchs Lesen wieder aus, und der Ueberdruß am Lesen wird durch einen neuen Wechsel gehoben. Wenn wir schon vieles gearbeitet haben, so sind wir doch immer zu neuen Verrichtungen gleichsam wieder frisch. Wer aber würde dann nicht übertäubt werden, wenn er einen ganzen Tag unaufhörlich einem Lehrer in einerley Wissenschaft zuhören sollte? Aber in der Veränderung wird er sich erholen; so wie der Magen durch verschiedene Speisen gelabt, und mit mindern Ekel gesättiget wird.

Oder man sage mir, was hat es für eine andre Beschaffenheit mit dem, was man lernet? Soll

man eine Zeit auf die Sprachkenntniß allein wenden, dann wieder eben so viel auf die Geometrie? dann, was man hier gelernt hat, wieder liegen lassen, und sich zur Music wenden? wird alsdenn nicht das erste wieder vergessen werden? Soll man mit der lateinischen Sprache zugleich nicht auch die Griechische studieren? und kurz nichts thun, als nur das, was uns noch fremde ist? Warum geben wir nicht auch dem Landmanne den Rath, daß er ja nicht auf einmal Felder, Wein- und Oelberge, und Baumgärten baue; daß er ja nicht die Sorge für seine Wiesen, Vieh, Gärten, Fischhälter mit einander verbinde? Und warum widmen wir einen Theil unserer Zeit täglich Amtsarbeiten, einen andern den Pflichten der Freundschaft, einen andern den häuslichen Geschäften, noch einen andern der Ruhe und Pflege des Cörpers, und den Rest unsern Ergötzungen? Würden wir eins von allen diesen unaufhörlich fort thun, so würden wir ermüden. So gewiß ist es, daß es leichter ist, mancherley mit Abwechselung auszurichten, als einerley mit Anhalten.

Man hat im geringsten nicht zu fürchten, daß jungen Leuten hiedurch eine fortgesetzte Bemühung im Studieren schwer gemacht werde. Kein Lebensalter wird weniger ermüdet, als das jugendliche. Das möchte wunderbar scheinen; allein man wird es durch Proben bestätigt finden. Schon dadurch beweiset sich mein Satz, daß Kinder innerhalb zwey Jahren, ehe sie die Formation der

Wörter

Wörter kennen, ohne dringende Anweisung bey nahe alles fertig reden. Aber unsern Fremdlingen, wie sauer wird denen nicht viele Jahre hindurch die Erlernung unserer Sprache? Noch gewisser kann man sich davon überzeugen, wenn man es über sich nimt, einem Erwachsenen etwas von den Wissenschaften beyzubringen. Nicht ohne Grund nennt man daher diejenigen παιδομαθεῖς, frühzeitig unterrichtete, die mit der größten Fertigkeit in ihrem Fache arbeiten. Und so gar Kinder können schon von Natur mehr mühsames ertragen, als Jünglinge. So wie weder ein Fall, der sie zur Erde wirft, noch auch jenes Kriechen auf Händen und Füssen, noch ihre unaufhörlichen Spiele, und das Herumlaufen, welches den ganzen Tag dauert, ihre Cörper müde macht, (denn, weil sie keine Schwere haben, so sind sie sich auch nicht selbst zur Last) eben so wenig, glaube ich, werden ihre Seelenkräfte ermüdet, weil sie mit geringerem Schwunge bearbeitet werden, nicht mit eigner Anstrengung ihren Verrichtungen obliegen sondern sich vielmehr nur leiten, und bilden lassen. Ueberdem hat das frühere Lebensalter noch einen andern Vorzug der Gelehrigkeit, daß es nemlich mit mehrerer Einfalt dem Lehrer folgt; und nicht abmißt, was es bereits den Tag über gethan hat. Es fehlt ihm auch noch die Kenntniß von dem, was wir mühsam nennen. Und eine lange Erfahrung lehrt, daß die Ermüdung des sinnlichen Vermögens weniger angreift als das Nachdenken.

Aber

Aber, es wird auch dem Lehrlinge nicht einmal Zeit übrig bleiben, für sich zu arbeiten, weil seine ganze Vervollkommung auf dem Zuhören beruhet. Wenn er sich absondert, um etwas eignes aufzusetzen, oder auszuarbeiten, so fehlt es ihm gemeiniglich an Lust, das gehörte zu wiederholen. Wenn ihn also der Lehrer den ganzen Tag über nicht beschäftigen kann, und auch nicht darf, damit er ihn nicht durch Ueberdruß vom Lernen abgeneigt mache, zu welchen Beschäftigungen sollte er ihm anders seine Nebenstunden überlassen, als zu den Künsten, die ihm am angenehmsten sind? Ich verlange auch nicht, daß er in den Künsten Meister werden soll. Er soll die Music nicht so treiben, daß er selbst Stücke componiren könne *), noch auch sich in die Grübeleyen, der Geometrie einlasse. Denn die Jahre des Lernens sind lang genug, und ich rede hier nicht von langsamen Köpfen. Endlich warum ist ein Plato in allem dem, was zum Redner gehört, so groß geworden? Nicht zufrieden mit den Disciplinen, die er zu Athen lernen konnte, nicht zufrieden mit der Philosophie

*) Nec moduletur, ut musicis modis cantica excipiat. Burman will, daß man an statt excipiat lese, expediat, h. e. expedite cantet oder auch lese, expendat, i. e. ad modos musicos judicet. Es sind aber beyde Lesarten zu hart. Wenn man die Stelle so, wie sie der Uebersetzer erklärt hat, nicht verstehen will, so geht es auch an, sie von den künstlichen Singen zu erklären, und man bedarf gleichwol keiner Verbesserung in der Lesart.

losophie der Pythagoräer, zu denen er nach Italien übergeschifft war, besuchte er auch die Priester in Aegypten, und machte sich mit ihrer Gelehrsamkeit bekannt.

Wir brauchen den Vorwand der Schwierigkeit zum Schutze der Trägheit. Wir finden keinen Gefallen an der Beschäftigung selbst. Nicht, weil sie eine edle Kunst, und die schönste unter allen ist, beeifern wir uns nach der Beredsamkeit, sondern zum niedrigen Vortheil, zum schändlichen Gewinn soll uns der nachläßige Fleiß dienen, den wir darauf wenden. Immerhin mögen viele ohne Hülfswissenschaften vor einer grossen Versammlung reden, und sich Beyfall, und reichliches Auskommen erwerben. Aber der Kaufmann mit der schmuzigsten Waare übertrift sie noch. **Ich möchte mir gerne solche Leser meines Lehrbuchs verbitten, die erst überrechnen was die schönen Wissenschaften einbringen.** |Wer aber ihr Bild seiner Seele lebhaft vorstellt, wer sie selbst, wie sie ein vortreflicher Tragischer Dichter nennt *) als die **Herrscherin** über alles sich vor Augen mahlt, ihren grossen Nutzen nicht nach Einnahme berechnet, sondern nach Kräften des

*) Euripides in der Hekaba V. 816. Man vergl. den Cicero de Orat. 2. 44.

des Geistes, der Ueberlegung, und Einsicht, jenen ewigen, und keinem Schicksale unterworfenen Nutzen; der wird sich leicht überwinden können, die Zeit, welche die grosse Menge in Schauspielen, Lustbarkeiten, Spielen, müßigen Geschwätz, Schlafe, und langen Gastereyen vertändelt, vielmehr einer brauchbaren Nebenwissenschaft, etwa der Geometrie, und Music, zu widmen. Wie weit grösser wird das Vergnügen seyn, welches ihm diese gewähren, als jene gemeine Ergötzungen. Denn so hat die Vorsicht für die Menschen gesorgt, daß nur edle Bemühungen am meisten ergötzen. Aber diese angenehme Betrachtung hat mich zu weit von meinem Zwecke abgeführt.

Zweytes

Zweytes Buch.

Von den ersten Uebungen in den schönen Wissenschaften.

(Cap. 4.)

Den schicklichsten Uebergang von dem ersten Unterrichte eines Jünglings zu eigenen Arbeiten macht die Erzählung. Es giebt aber drey verschiedne Arten derselben. So liegt bey Trauerspielen, und andern Gedichten eine Fabel zum Grunde, die sowohl von der Wahrheit, als Wahrscheinlichkeit entfernt ist. Eine andere Gattung derselben, die zwar auch erdichtet, aber doch wahrscheinlich ist, ist der Stoff zu Lustspielen. Die dritte ist Geschichte, oder Erzählung einer wahren Begebenheit, die in der Beredsamkeit desto grössern Nachdruck hat, je wahrer sie ist. —

Eine Erzählung muß nicht trocken, nicht seicht seyn. Denn was wäre es nöthig, so viele Mühe auf die Wissenschaften zu verwenden, wenn es hinlänglich wäre, alles nur platt, und ohne Schmuck wegzuerzählen. Aber sie sey auch nicht gedehnt, und mit weit hergeholten Beschreibungen, worin so viele aus Nachahmung einer poetischen Freyheit verfallen, ausgeputzt. Beides ist ein Fehler; jener aber noch grösser, der aus einer Ar-

muth der Gedanken, als dieser, der aus dem Ueberflusse derselben entstehet. Eine fehlerfreye Erzählung läßt sich von Anfängern weder verlangen, noch erwarten: aber die beste Hofnung giebt ein munterer Kopf, der freymüthig etwas wagt, und wohl gar zu viel auf sich nimmt. Man stosse sich nicht daran, wenn in den Aufsätzen des Jünglings ein Ueberfluß herrscht. Möchten die Lehrer sich das empfohlen seyn lassen, daß sie zarte Seelen, nach dem Exempel der Mütter, mit weicher Speise nährten, und sie mit der Milch eines süssen Unterrichts sättigten. Dadurch wird gleichsam jener jugendlich dicke Cörper entstehen, welcher bey zunehmenden Jahren wieder abnimmt, und welcher Hoffnung zu einer künftigen Stärke macht. Ein Kind, bey dem man alle Glieder sehen kan, wird nach aller Vermuthung, in der Folge der Jahre mager und schwach. Das jugendliche Alter wage immerhin etwas, erfinde, und freue sich über seine Erfindungen, wenn sie auch gleich nicht vollkommen richtig sind.

Wider den Ueberfluß sind die Mittel leicht, aber das Unfruchtbare hebt man durch keine Bemühung. Bey Jünglingen wird mir dasjenige junge Genie wenig Hoffnung machen, bey welchem sich eher die Urtheilskraft als der Witz auszeichnet. Daher fordre ich so gar, daß die ersten Versuche einen Ueberfluß von Gedanken verrathen, und über die Regeln hinaus ausschweifend seyn sollen. Die

Zeit wird einen grossen Theil davon nehmen, die weitere Erfahrung vieles ausfeilen, und manches wird sich in der Uebung selbst verlieren, wenn wir nur nicht im Anfange gleich das Blech zu dünne schneiden, daß es bey der Gravirung zerbricht. Niemand wird sich wundern, daß ich so von diesen frühesten Jahren denke, der beym Cicero gelesen hat: Ich verlange, daß sich bey einem jungen Menschen Fruchtbarkeit äussere. *) Aus dem Grunde verbanne man, von den jüngern vornemlich, einen trockenen Lehrer, eben sowohl, als man zarte Pflanzen für dürres und sandigtes Erdreich in Acht nimmt. Die sich nicht schon über die alltäglichen Sprache zu erheben getrauen, werden daher niedrig, und schauen immer gebückt zur Erde. Sie sind mager, und doch nicht gesund, haben eine schwache Urtheilskraft, und wenn sie gar keine Fehler zu begehen glauben, so verfallen sie in den, daß sie von allen Schönheiten entfremdet sind.

Auch das verdient hier eine Anmerkung, daß man junge Köpfe nicht gleich durch eine gar zu strenge Verbesserung ermatte. Leicht lassen sie sonst den Muth sinken, grämen sich, und bekommen endlich einen Abscheu dafür; ja, was das

 schlimm-

*) Libr. 2. de orat. cap. 21. Die ganze Stelle beym Cicero verdient mit der gegenwärtigen verglichen zu werden. Die Bemerkung selbst aber sollten die Kunstrichter nie vergessen, wenn sie die Schriften und Gedichte junger Genies beurtheilen.

schlimmste ist, wenn sie alles fürchten müssen, so wagen sie nichts mehr. Man folge dem Beyspiele des Landmanns, der bey jungen Zweigen, die noch keinen Schnitt vertragen können, kein Messer gebraucht. Hier muß der Lehrer am meisten gelind seyn, damit er die Gegenmittel, die von Natur unangenehm sind, durch seine Gelindigkeit versüßt werden; einiges muß er loben, einiges gelten lassen, wenn er ändert, den Grund, warum das geschieht, angeben, und von dem seinigen zur Erläuterung etwas hinzuthun. Zuweilen wird es vortheilhaft seyn, ganze ausgearbeitete Aufsätze dem Lehrlinge vorzusagen, die er nachahme, und als die seinigen lieb gewinne. Ist aber seine Schreibart so nachläßig, daß sie keiner Verbesserung fähig ist, so weiß ich aus Erfahrung, daß es guten Nutzen that, wenn ich den Lehrling einerley Materie von mir verbessert vom neuen aufsetzte, und ihn versicherte, er könne es besser machen. Dann wurde sein Fleiß mit dieser Hoffnung genährt, und angefeuert. Aber nach Verschiedenheit des Alters muß auch die Correctur verschieden seyn, und nach dem Maasse der Kräfte muß man einen Aufsatz verschiedentlich behandeln, und beurtheilen. Ich pflegte meinen Schülern, wenn sie einen zu ausschweifenden Versuch gemacht hatten, zu sagen, noch lobe ich das an ihnen; es werde die Zeit kommen, da ich es nicht mehr leiden würde. So bekam ihr Genie Lust, und ihr Verstand wurde nicht hintergangen.

Nach

Nach dieser Ausschweifung komme ich zu meinem ersten Satze zurück, daß Erzählungen der erste Versuch in der Schreibart seyn, und mit möglichsten Fleiß gemacht werden müssen. Denn so wie, wenn Kinder sprechen lernen, es ihnen zur Fertigkeit darinnen dient, das nachzusagen, was sie hören, so muß man sie anhalten, was ihnen vorgesagt wird, rückwärts, oder aus der Mitte bis ans Ende, oder zum Anfange zu wiederhohlen, damit sie unter des Lehrers Aufsicht Ideen und Worte verbinden lernen, und ihr Gedächtniß stärken; im Gegentheil aber sind bey einer fernern Unterweisung in der guten Schreibart jene Schwatzhaftigkeit aus dem Stegreif, unerwartete Einfälle, und schleunige Fertigkeit, Fehler, welche bey jungen Leuten eine marktschreyerische Prahlerey befürchten lassen. Aber dann freuen sich eben ohne Grund unwissende Eltern; die Kinder selbst entwöhnen sich von allem Fleisse, lernen unverschämt seyn, finden Geschmack an dem schlechten, üben sich darin, und ein zuversichtlicher Stolz, der oft auch grosse Einsichten verderbt hat, kömmt noch dazu. Zur Erlangung einer Fertigkeit kommt auch Zeit, und wir wollen sie nicht unachtsam vergessen. Vor itzt sey es genug, wenn der Zögling mit aller Sorgfalt, mit dem äussersten Fleisse (so weit nemlich die Jahre es erlauben,) etwas erträgliches aufsetzen kann; daran werde er gewöhnt, das mache er sich zur andern Natur. Nur der kann ein solcher werden, wie wir hier zu bilden suchen, oder ihm doch sehr

nahe kommen, der eher richtig, als aus dem Stegreif reden lernt.

Nicht ohne Nutzen kann man zu den Uebungen im Erzählen eine andere beyfügen, nemlich dieselben entweder zu widerlegen, oder zu beweisen, welche griechisch ἀνασκευὴ και κατασκευὴ genannt wird. Eine solche Art von Untersuchung findet nicht nur bey fabelhaften und dichterischen Gegenständen statt, sondern auch selbst bey wirklichen Begebenheiten, die in Geschichtsbüchern stehen; zum Exempel, wenn man untersuchte, ob es glaublich sey, daß auf dem Kopf des Valerius sich ein Rabe gesetzt, der mit Schnabel und Fittigen auf das Gesicht und die Augen des mit ihm streitenden Galliers los gebissen habe. Für und wider liesse sich hier vieles sagen. So auch über die Schlange, von welcher Scipio soll geboren seyn, über die Wölfin des Romulus, und die Aegeria des Numa. In der griechischen Geschichte nähert sich die Freyheit fast der poetischen. Oft kann man über die Zeit, und den Ort, wo eine Begebenheit vorgefallen ist, Untersuchungen anstellen; mannichmahl auch wohl über die Person selbst, die dabey intereßirt gewesen, so wie Livius darin sehr oft ungewiß ist, und einige Geschichtschreiber diese, andere jene Meinung haben.

Nach und nach wende der Lehrling sich zu etwas grössern. Grosse Männer loben, und nichtswür-

würdige tadeln, ist eine Uebung, die mehr, als einen Nutzen hat. Das Genie wird durch die Verschiedenheit, und Mannichfaltigkeit des Stoffs geübt, das Herz durch die Betrachtung des Guten und des Bösen gebildet, das Erkenntnißvermögen erweitert, und durch Beyspiele, die in jeder Gattung von Aufsätzen einen ausgebreiteten Nutzen haben, unterrichtet. Hiebey fällt mir zugleich auch jene Uebung in Vergleichungen ein, da man bestimmt, welcher von zweyen der beste, oder welcher der schlechtere ist. Ob sie gleich mit jener einerley Beschaffenheit hat, so hat sie doch dies vorzügliches, daß sie den Stoff verdoppelt, und sich nicht nur mit der Natur der Tugenden und Laster, sondern auch mit der Bestimmung ihres grössern oder geringern Werths derselben beschäftiget.

Auch Gemeinplätze, (loci communes) die, ohne auf Personen zu sehen, nur die Laster selbst betreffen, sind eine nützliche Uebung; z. B. gegen einen Buhler, Spieler, Muthwilligen. Man kann sie auch vom allgemeinen mit Nutzen auf besondere Gattungen einschränken, z. B. ein blinder Wohllüstiger, ein armer Spieler, ein muthwilliger Greis.

Auch solche Sätze sind zur weitern Ausführung schön, und reichhaltig, die eine Vergleichung lebloser Dinge zum Gegenstande haben, z. B. ob das Landleben, oder das städtische besser sey; ob ein Rechtsgelehrter oder ein Soldat mehr Ehre ver=

verdiene. Sie dienen sehr zur Berathschlagungs- oder Untersuchungsrede, so wie das letzte von den angeführten in der Sache des Murena vom Cicero weitläufig abgehandelt wird. Eben dahin gehören auch diese: ob man heurathen, ob man sich um Bedienungen bewerben soll.

Meine Lehrer hatten die Gewohnheit uns mit einer vortheilhaften und angenehmen Art von Vorübung durch muthmaßliche Streitfragen zu beschäftigen. So schlugen sie vor, zu untersuchen, und zu entscheiden, warum die Venus bey den Lacedämoniern bewafnet vorgestellt würde und man glaubte, daß Cupido flöge, und Pfeile, und eine Fackel trüge, und dergleichen.

Von der Lectüre der Geschichtschreiber und Redner.

(Cap. 5.)

Von der Kunst zu declamiren werde ich bald nachher reden. Weil wir uns itzt aber mit den ersten Grundsätzen der Rhetorik beschäftigen, so darf ich hier nicht verschweigen, wie viel der Lehrer zum Fortgange seiner Schüler beytragen kann, wenn er sie mit der Lectüre der Geschichtschreiber und Redner bekannt macht. Aber ich verstehe darunter nicht das Vorlesen, welches zu dem Ende angestellt wird, damit die Lernenden eine Schrift geschwind lesen, auch das nicht, wobey der Lehrer ihnen den Sinn eines ungewöhnlichen Worts

Worts erkläret; sondern ein solches, wobey er ihnen die Schönheiten, oder, wo es nöthig ist, die Fehler des Schriftstellers zeiget; wie es die Pflicht und der Nahme eines Lehrers der Beredsamkeit erfordert. Und dieses wird desto grössern Nutzen, auch zur Fertigkeit in der Aussprache, verschaffen, wenn man den Jüngling selbst lesen läßt. Dabey muß ihnen der Inhalt der Schrift erzählet, (dann alsdenn läßt sich das übrige desto leichter verstehen,) und nichts muß übergangen werden, was bey der Erfindung, und beym rednerischen Ausdrucke zu bemerken ist; die Manier des Redners beym Eingange den Richter zu gewinnen, die Deutlichkeit, Kürze, und Wahrheit im Erzählen, die hin und wieder vorkommenden Berathschlagungen, und versteckten Kunstgriffe, die Kunst in der Eintheilung, die feinen oder häufigen Beweise, alles dieses verdient Anmerkung. Ferner muß gezeigt werden, mit welchem Nachdrucke der Redner spricht, mit welcher Anmuth er den Zuhörer gewinnt, wie bitter seine Vorwürfe, wie artig sein Scherz sey: wie er endlich die Leidenschaften zu erregen, und die Herzen zu bestürmen wisse; und das Gemüth der Zuhörer seinen Empfindungen gleich zu stimmen verstehe. Ferner in dem eigentlichen Ausdrucke selbst muß man zeigen, welches Wort eigenthümlich zierlich, erhaben sey, wo eine schöne Erweiterung, oder die ihr entgegengesetzte gedrungne Kürze, welches Bild, welche Figur wohl angebracht, welche Verbindung wohlklingend, rund, und doch männlich sey.

Auch wird es nicht ohne Nutzen seyn, manchmal verderbte und fehlerhafte Schriften zu lesen, und zu zeigen, wie viel unschickliche, dunkele, schwülstige, niedrige, häßliche, übertriebene, und entnervte Stellen darinn sind. Aber dergleichen Schriften werden leider, eben deswegen, weil sie schlecht sind, von vielen gelobt. Denn ein richtiger, und nach der Natur der Sachen gebildeter Ausdruck scheint ihnen nichts vom Genie zu haben. Das aber, was von allem gewöhnlichen abweicht, bewundert man als etwas ausgesuchtes, mit eben so vielem Rechte, als womit unnatürliche, und monströse Gestalten von Cörpern bey einigen einen grössern Werth haben, als solche, die nichts von dem gewöhnlichen Guten der cörperlichen Bildung verlohren haben. So pflegen diejenigen, die sich durch den Schein blenden lassen, an denen, die ihr versengtes kurzes Haar mit einer Nadel befestigen, und mit erborgter Farbe glänzen, mehr schönes zu finden, als an dem unverdorbenen natürlichen, und die Schönheit des Cörpers entsteht alsdenn aus verderbten Sitten.

Der Lehrer muß aber seine Schüler nicht nur hierauf aufmerksam machen, sondern sie auch oft darüber befragen, und ihre Urtheile prüfen. Alsdenn werden sie nicht auf eine blinde Weise sicher für eigene Fehler seyn, und der Unterricht wird desto länger bey ihnen haften. Sie werden dadurch selbst gewöhnt, nachzudenken, und zu erfinden, welches der Hauptendzweck ist. Denn

was

was ist anders unsere Absicht beym Unterrichte, als daß der Lehrling ihn nicht beständig nöthig habe? Ich möchte fast behaupten, daß diese Art von Lectüre von grösserm Nutzen seyn werde, als alle übrigen Mittel, die an sich zwar auch ganz wirksam seyn können. Aber wie ist es möglich, daß ein allgemeiner Umfang den so sehr verschiedenen, und täglich sich ändernden Umständen kann angemessen werden? So wie von der Kriegskunst einige allgemeine Regeln sich zwar angeben lassen, aber es dennoch von grösserm Nutzen ist, zu wissen, auf welche Weise ein Feldherr glücklich gestritten, wie er des Orts, und wie er sich der Zeit, oder anderer Umstände mit Vortheil bedienet habe. Denn überhaupt gelten Regeln fast immer weniger, als Erfahrungen. Immerhin mag der Lehrer selbst seinen Zuhörern sich, und seine Aufsätze zum Muster darstellen: sollte aber nicht die Lesung des Cicero und Demosthenes mehr Nutzen schaffen? Immerhin zeige man dem Lehrlinge die Fehler seiner eigenen Arbeit; sollte es aber nicht von grösserm Eindrucke seyn, wenn man ihn selbst einen schlechten Aufsatz ausbessern läßt? ja, sollte dies nicht zugleich für ihn angenehmer seyn? Denn ein jeder sieht doch lieber anderer, als seine eigne Fehler getadelt. Ich könnte hier noch mehr sagen; allein Niemand verkennt den Nutzen dieser Uebung. Möchte man aber nur eben so willig zu ihrer Anwendung seyn, als man geneigt ist sie zu billigen.

Welche

Welche Schriftsteller muß man zuerst lesen?

(Cap. 6.)

Wenn man nun hierinn seine Absicht erreicht, so ist noch eine Frage übrig, die aber von weniger Schwürigkeit ist: welche Schriftsteller müssen Anfänger lesen? Einige haben dazu die kleinen empfohlen, weil sie leichter zu verstehen sind; andere eine blumenreiche Schreibart, als welche sie für angemessener hielten, das Genie in seiner ersten Jugend zu nähren. Ich schlage nur die besten Schriftsteller vor, mit welchen man anfangen, mit welchen man beständig fortfahren muß; und unter den besten diejenigen vorzüglich, die die natürlichsten und simpelsten Schönheiten haben. Lieber will ich den **Livius**, als den Sallust für einen Anfänger wählen, wenn gleich dieser ein grösserer Geschichtschreiber *) ist; dafür

*) Dieses Urtheils eines so feinen Kenners des Geschmacks, wie Quintilian war, sollte mehr bekannt seyn als es ist, und um desto mehr, da es so viel Wahrheit hat. Man hält immer den **Livius** für den grösten Geschichtschreiber der Römer, und des Alterthums. Dieses Urtheil hängt uns von der Schule her an, und wir behalten es bey, wie in mehrern. **Livius** ist nichts weniger als ein philosophischer Historiker: **Sallustius** ist es. Auch gaben die Römer stets diesem den Vorzug vor jenem. Man sehe das Martialische Sinngedicht, 191 im 14. B.

dafür aber wird auch schon einige Fähigkeit erfordert, ihn zu verstehen. **Cicero** dünkt mich, ist sowohl angenehm, als leicht genug, und nicht nur ein Schriftsteller, aus dem man vieles lernen, sondern den man auch lieb gewinnen kann. Auf ihn müssen, nach dem Urtheile des **Livius**, solche gelesen werden, die ihm am nächsten kommen.

Hiebey aber halte ich zwey Vorsichtsregeln für nothwendig. Die erste: daß nicht ein gar zu grosser Verehrer des Alterthums junge Leute durch die Lectüre der Schriftsteller voriger Zeiten zum harten Ausdrucke gewöhne. Denn sie werden dadurch unangenehm, und geschmacklos werden. Sie können ihre männliche Stärke noch nicht mit dem Verstande erreichen, und, was das schlimmste ist, zufrieden, mit der Nachahmung ihres Ausdrucks, der freylich zu seiner Zeit der beste war, izt aber fremd ist, werden sie jenen grossen Männern sich gleich dünken. Die andere Anmerkung ist der ersten **entgegen gesetzt**: Sie müssen sich nicht von den Floskeln der neumodischen übertriebenen Zierlichkeit einnehmen lassen, und ein falsches Vergnügen daher schöpfen, wodurch sie auf jene **übersüsse Schreibart** verfallen, die ihnen desto angenehmer ist, je mehr sie dem **jugendlichen Geschmacke** natürlich ist.

Sind aber schon die Urtheile gesetzt genug; und für Gefahr gesichert, so ist mein Rath, auch die **ältern Schriften** zu lesen. Denn nimmt man

man von ihnen die gründliche und männliche Stärke des Genies an, ohne den Flecken, die sie von ihrem uncultivirten Zeitalter an sich tragen; so wird unser heutiger Geschmack dabey eine grosse Ausbildung gewinnen. Dann lese man auch die **neuern**, die an sich schon viele Schönheiten haben. Denn die Natur verdammete uns nicht zur müßigen Trägheit; wir haben die Schreibart verschönert; aber uns auch wirklich mehr, als wir sollten, erlaubt, und folglich übertrafen uns jene nicht sowohl an Genie, als an Willen.

Vieles wird sich daher wohl aus beyden auswählen lassen. Nur muß man sich hüten, die Fehler, womit das brauchbare bey ihnen vermischt ist, zugleich mit anzunehmen. Und warum sollte ich nicht nur zugeben, sondern auch fast behaupten, daß es Schriftsteller gegeben hat, und noch giebt, welche ganz nachgeahmt zu werden verdienen? Aber einen Ausspruch zu thun, welche das sind, ist nicht eines jeden Sache. Besser ists, und sicherer wegen jener, der älteren Schriftsteller selbst, ungewiß zu seyn. Daher ich die neuen anzuführen, verspare, damit nicht die Nachahmung dem eigenen Urtheile zuvorkomme.

Vom ersten Stoffe zu Ausarbeitungen.

(Cap. 7.)

Auch haben die bisherigen Theoristen darinnen verschiedentlich gedacht, daß einige nicht damit

mit zufrieden gewesen, daß die Lehrlinge nur den Stoff so, wie sie ihnen den Plan entworfen, sondern mit einiger Erweiterung ausarbeiten sollten, und nicht blos Beweise häufen, sondern auch Leidenschaften darinn herrschen lassen sollten. Andere zeichneten ihnen nur den ersten Grundriß vor, und handelten nachher, das ab, was noch an der weitern Bearbeitung desselben fehlte. Einige Stellen bearbeiteten sie aber mit nicht minderer Genauigkeit, als wenn sie selbst zum Reden auftreten sollten.

Beides hat seinen Nutzen, und ich trenne daher nicht das eine von dem andern. Hält man aber nur eins von beiden für nöthig zu thun, so wird es besser seyn, so gleich den richtigen Weg zu zeigen, als den schon gefallenen von ihrem Fehltritte aufzuhelfen. Denn erstlich hören sie Verbesserungen nur bloß an; einem entworfenen Plane aber denken sie nach, und suchen ihn zu bearbeiten. Man hört auch lieber denjenigen, der Anweisung giebt, als den, welcher tadelt. Lebhaftere Köpfe aber pflegen, besonders bey den gegenwärtigen Sitten über Erinnerungen böse zu werden, und stillschweigend zu widersprechen. Nichts desto weniger müssen Fehler frey geahndet werden. Denn man muß auch auf die übrigen Rücksicht haben, die dasjenige, was der Lehrer nicht bessert, für richtig halten werden. Beide Manieren müssen abwechseln; und so angewandt werden, wie es die Umstände erfordern. Nach

eines jeden Kräften gebe man Anfängern einen Entwurf des zu bearbeitenden Stoffs. Haben sie diese Vorschrift gehörig aufgesetzt, so gebe man ihnen einige kleine Winke; lasse sie darüber weiter nachdenken, und alsdenn mit ihren eigenen Kräften ohne Hülfe weiter fortfahren. Zuweilen überlasse man sie sich selbst, damit sie nicht durch ein böses Angewöhnen immer nur fremde Arbeit nachzuahmen, und nichts von selbst wagen und denken lernen. Haben sie erst gesehen, daß Vorsicht erfordert werde, etwas aufzusetzen; so wird die Bemühung des Lehrers fast ihre Bestimmung erreicht haben. Versehen sie nachher noch etwas, so führe man sie zu ihren Wegweiser zurück. Ein ähnliches Verfahren bemerken wir bey den Vögeln. Ihrer zarten und unerfahrnen Brut theilen sie mit dem Schnabel das Futter zu. Sind ihre jungen aber etwas erwachsen, so lehren sie sie aus dem Neste zu gehen und nach und nach ihr Wohnhaus zu umflattern, indem sie selbst vor ihnen herfliegen. Haben sie ihre Kräfte genug geprüft, so überlassen sie sie dem freyen Himmel, und ihrem eigenen Zutrauen.

Vom Auswendiglernen auserlesener Stellen aus Reden und Geschichten.

(Cap. 8.)

Die Gewohnheit muß meiner Meinung nach bey jungen Leuten, von welchen wir hier reden, gänzlich abgeschaft werden, daß sie alles, was sie geschrie-

geschrieben haben, auswendig lernen, und an einem gewissen Tage, wie es Gebrauch ist, hersagen. Gemeiniglich fordern das die Eltern, und dann erst glauben sie, daß ihre Kinder recht fleissig sind, wenn sie recht oft Redeübungen anstellen; da doch aller Zuwachs in den Wissenschaften nur auf dem Fleisse beruhet. Ob ich aber gleich wünsche, daß Lehrlinge schreiben, und recht viel schreiben, so möchte ich doch vorzüglich den Rath geben, einzelne aus Reden, oder Geschichtsbüchern, oder jeder anderer Gattung von Schriften, die diese Sorgfalt verdienen, ausgewählte Stellen auswendig zu lernen. Alsdenn wird das Gedächtniß schärfer geübt werden, wenn es fremde Gedanken, als wenn es eigene, sich einprägt; und wenn man sich erst mit dieser etwas schwereren Gattung von Bemühung beschäftiget hat, so wird man mit desto weniger Mühe, dasjenige, was man selbst aufgesetzt hat, der Seele einprägen, sich zu dem Besten gewöhnen, und immer einen Vorrath nachahmungswürdiger Gedanken haben; und, man wird so, daß man es selbst nicht weiß, die Schönheit des Stils, die man im Gedächtnisse hat, wieder ausdrücken. Man wird sich einen Ueberfluß verschaffen, an den auserlesensten Worten, ihrer Zusammenstellung, und an Bildern, die nun nicht gesucht sind, sondern sich von freyen Stücken aus dem innern und verborgnen Vorrathe selbst darbieten. Daher entsteht auch eine angenehme Anführung von schönen Stellen anderer Schriftsteller, welche auch in gerichtlichen

Reden ihren Nutzen hat. Denn sie haben desto mehr Nachdruck und Ansehn, weil sie nicht eben um des gegenwärtigen Streits willen angebracht sind, und erwerben uns oft grössern Beyfall, als wenn sie unsre eignen wären.

Mannichmal kann man es auch wohl erlauben, selbstgemachte Aufsätze zu recitiren, damit die jungen Verfasser die schönste Belohnung ihrer Arbeit von dem Lobe anderer, wornach sie so sehr streben, erhalten. Das muß vorzüglich alsdenn geschehen, wenn sie ihre Arbeit mit etwas mehrerer Sorgfalt ausgefeilet haben; damit sie mit diesem Preisse ihres Fleisses belohnt werden, und sich freuen, daß sie es verdient haben, ihren Versuch zu recitiren.

Von der Prüfung der Köpfe.

(Cap. 9.)

Man hält es gemeiniglich und mit Recht für ein Verdienst des Lehrers, daß er mit Aufmerksamkeit den Unterschied der Genies bey denjenigen, die er in seiner Unterweisung hat, bemerkt, und sich bemüht zu erfahren, wozu eines jeden Natur vorzüglich sich lenkt. Denn hierinnen ist eine unglaubliche Mannichfaltigkeit, und es giebt fast nicht wenigere Bildungen von Cörpern, als von Seelen. Man kann das schon an den Schriftstellern selbst sehen. Die Verschiedenheit ihrer Schreibart ist so groß, daß keiner dem andern völlig

völlig gleich ist; obgleich die meisten von ihnen sich zur Nachahmung derer, die ihnen gefielen, wandten. Ferner haben es sehr viele für nützlich gehalten, einen jeden insbesondre so zu unterrichten, daß die eigenthümliche Güte seines Genies durch die Unterweisung Nahrung erhielte, und er zu demjenigen, wozu sein Genie vorzüglich geneigt schiene, angeführet würde. So wie ein geschickter Lehrer in den Leibesübungen, wenn er auf einen Uebungssaal käme, worauf viele junge Leute wären, zuerst die Stellung und Richtung ihres Cörpers prüfen würde, damit er wisse, zu welcher Art der Uebung ein jeder sich schicke; so, sagen sie, müsse auch ein Lehrer der schönen Wissenschaften, nachdem er junge Köpfe erforscht, und gesehen, welches Genie an einer gedrungenen, uud präcisen, welches an einer heftigen, ernsten, sanften, rauhen, feinen und witzigen Schreibart Vergnügen findet, sich zu einen jeden von ihnen auf eine solche Weise herablassen, daß er in demjenigen, worinn er sich zeigen kann, weiter komme. Die Natur müsse durch die Hülfe der Kunst gewinnen; wer aber zu dem angewiesen würde, wozu er nicht tauge, der würde darin nie etwas leisten, und er auch in dem Stücke, wozu er geboren zu seyn schiene, weil es vernachläßigt würde, mittelmäßig bleiben.

Zum Theil scheint mir dieses ganz richtig zu seyn; denn ich will meine Meinung frey heraus sagen, wenn sie auch den gewöhnlichen Erziehungs-

grundsätzen entgegen ist. Allerdings ist es nothwendig, die Eigenschaften der Genies zu untersuchen. Niemand wird auch das abrathen, daß man nach denselben eine gewisse Auswahl desjenigen, was sie zu lernen haben, mache. Denn der eine wird zur Geschichte vorzügliche Neigung haben, ein anderer sich besser für die Poesie schicken, noch ein anderer ein brauchbarer Rechtsgelehrter werden können, und für einige wird es vielleicht am besten seyn, sie an den Pflug zu schicken. Auf solche Art muß der Lehrer dies untersuchen, so wie der Exercitienmeister dem einen zum Wettläufer, oder Klopffechter, oder Kämpfer, oder zu sonst etwas bilden wird, was zu den heiligen Spielen gehört.

Wenn uns nun aber einer aufstieß, dessen Genie schon verdorben, und zum Schwulste geneigt wäre? (wie die meisten jungen Köpfe,) sollten wir leiden, daß er hierinn noch weiter gienge? Sollten wir nicht auch einen trockenen und nüchternen ernähren, und gleichsam bekleiden? Wenn es nothwendig ist, ihnen etwas zu benehmen, sollte es nicht auch erlaubt seyn, einiges dafür hinzu zu thun. Ich behaupte nichts der Natur widersprechendes. Findet sich ein angebohrner guter Zug, so muß man den nicht versäumen; man muß ihn vielmehr stärken, und das ergänzen, was noch fehlt. Dachte nicht auf gleiche Weise jener grosse Isocrates, von dessen Beredsamkeit seine Schriften nicht mehr, als seine

seine Schüler von seiner guten Methode im Lehren zeigen, wenn er von dem Ephorus und Theopompus also urtheilete, daß der eine den Zaum, und der andere den Sporn nöthig habe? oder daß er bey dem langsamen der Trägheit, und bey dem heftigen der Hitze zu Hülfe kommen, und so ihre Naturell gleichsam gemischt werden müsse?

Schwachen Köpfen muß man aber doch so weit nachgeben; daß man sie nur dahin führe, wohin ihr Trieb sie ruft. Denn so werden sie wenigstens dasjenige, wozu sie allein fähig sind, gut zu Stande bringen. Treffen wir aber einen fruchtbaren Geist an, welcher zu einem künftigen Redner Hoffnung macht, dem müssen wir keine Schönheit in der Beredsamkeit unangezeigt lassen. Sollte er auch, wie das nicht anders seyn kann, zu einer gewissen Seite sich mehr hinlenken, so wird das doch mit dem übrigen nicht streiten und die Kunst wird alles demjenigen gleich machen, worin es sich am besten auszeichnete. So wie jener Exercitienmeister, (daß ich das obige Exempel beybehalte) wenn er einen Pancratiasten, d. i. einen solchen, der in allen fünf Arten der alten Spiele, im Rennen, Ringen, Springen, Fechten und Werfen geübt war,) bilden sollte, ihn nicht bloß lehren würde, mit der Faust, oder dem Fusse zu schlagen, oder ihm gewisse einzelne Kunstgriffe und Stellungen zeigen würde, sondern alles, was zur Streitkunst gehört.

Es kann kommen, daß mancher hiezu nicht fähig ist; dann lege er sich auf dasjenige vorzüglich, wozu er geschickt ist. Zwey Stücke sind hiebey zu vermeiden, das erste, daß man nicht Versuche mache, die nichts bewirken können; das andre, daß man nicht jemanden von dem, das er schon sehr gut verstehet, zu etwas andern, wozu er weniger geschickt ist, abführe.

Von der Brauchbarkeit der Regeln in den schönen Wissenschaften.

(Cap. 12.)

Itzt erst wenden wir uns zu demjenigen Theile unserer Anweisung, mit welchem gemeiniglich diejenigen den Anfang zu machen pflegen, die das obige weglassen. Ich sehe zwar voraus, daß mir einige gleich bey dem Eingange widersprechen werden, die sich einbilden, daß die Wohlredenheit, (sowohl die gebundene, als ungebundene) keiner Regeln bedürfe; aber immerhin mögen sie mit ihren Naturgaben, wenn sie auch noch so schlecht sind, und mit ihren Schulübungen zufrieden, unsern Fleiß belachen. Sie haben ja so gar das Beyspiel grosser Lehrer vor sich, deren einmahl einer, wie ich mich besinne, gefragt ward, was doch ein Bild, und was ein Locus communis (σχῆμα και νόημα) sey, und antwortete, was es sey, wisse er nicht, aber es käme beides in seiner Declamation vor. Witziger konnte

konnte er freylich nicht mit dem Bekenntnisse seiner Unwissenheit entwischen. Aber doch haben dergleichen Leute, weil man sie für grosse Geister hält, und weil sie auch viel gutes geschrieben haben, sehr viele ihres gleichen, die ihnen in der Nachläßigkeit, sehr wenige, die ihnen an Genie zu vergleichen wären.

Daher rühmen sie sich, daß sie mit Geiste redeten, und die wahre Stärke des Ausdrucks in ihrer Gewalt hätten. Bey erdichteten Sachen brauche man keine Beweise, und keinen Plan, sondern nur erhabne Gedanken; deren wahre Güte die sey, wenn sie recht kühn, und gewagt wären. *)

*) Sententiis grandibus, quarum optima quæque a periculo petatur. **Gesner** zeigt, daß diese Redensart den Griechen entlehnt sey, und führt zum Beweise den **Longni** an. Cap. 15, 12. C. 22, 7. C. 32, 3. C. 33. Die Sache selbst aber, von welcher Quintilian redet, ist zu unsern Zeiten wieder neumodisch geworden, und die Betrachtung des Römischen Rhetors darüber desto merkwürdiger. Man warf den Schwall der pedantischen Regeln weg, und weil immer einer noch mehr aufräumen wollte als der andre, so kam man endlich dahin, auf Regeln gar nichts zu halten, und alles dem Genie allein zu überlassen. Daher soll die wilde Grösse das Kennzeichen des höchsten Genies seyn, daher soll das unregelmäßige des höchsten Beyfals werth seyn.

Ja, selbst im Denken folgen sie keiner gewissen Ordnung. Sie sehen oft ganze Tage zum Fenster hinaus, betrachten irgend ein Haus, oder sonst etwas grosses, was sich ihren Augen darbeut; oder sie begeistern sich selbst durch ein ungewisses Murmeln, so wie der Soldat durch die Feldmusic, und dann treten sie auf, und bedienen sich der affectvollesten Bewegung ihres Cörpers, nicht um ihren Ausdruck zu beleben, sondern um Worte zu finden.

Andere setzen, ehe sie einmahl den wahren Sinn ihrer eigenen Gedanken wissen, gewisse Anfangsworte oder Redensarten auf, um denselben nach und nach eine schöne Floskel anzuhängen; und wenn sie lange und mühsam genug darüber nachgedacht, verzweifeln sie selbst an der möglichen Verbindung ihrer Sätze, stehen davon ab, und verfallen auf etwas anders, das nicht minder alltäglich, und gemein ist.

Diejenigen, welche noch am klügsten sind, richten ihre Aufmerksamkeit nicht sowohl auf die Materie selbst, sondern auf einzelne Bemerkungen; und hierbey sehen sie nicht aufs Ganze, sondern streuen einzelne abgebrochne Sätze aus, so wie sie ihnen einfallen. Daher wird ihr Vortrag nicht zusammenhängend, sondern rhapsodisch, und den Collectaneen gleich, die sich die Lehrlinge von guten Schriften machen. Gleichwohl stossen sie grosse Gedanken, und gute Sachen aus,

aus, wie sie sich selbst rühmen, aber dieß thut der Pöbel auch, und wenn das genug ist, so gibt es keine Anweisung zur guten Schreibart.

(Cap. 13.)

Ich weiß wohl, daß viele sich diesem Vorurtheile ergeben, und glauben, diejenigen drücken sich stärker aus, die keinen Regeln der Kunst folgen. Aber gemeiniglich beruhet diese Meinung auf dem schielenden Urtheile der unwissenden; die demjenigen einen grössern Nachdruck zuschreiben, wobey keine Theorie zum Grunde liegt. So halten sie es für stärker, erbrechen, als eröfnen; zerreissen als auflösen; ziehen für leiten oder führen zu sagen. Denn auch ein Fechter, der ohne seine Waffen zu kennen zum Streite rennt, oder ein Balger, der mit der ganzen Kraft seines Cörpers, was er einmahl gepackt hat, festhält, wird von ihnen für stärker gehalten; da doch sehr oft dieser durch sein eigenes Uebergewicht zu Boden geworfen wird, und jenes heftige Stösse eine leichte Beugung seines Feindes auf ihn selbst lenkt. Indessen hat dieses Vorurtheil für unerfahrne etwas verführerisches. Denn selbst der Plan und die Eintheilung, auf welche in jeder Art von Schriften vieles ankömmt, hindert die prahlerische Anwendung der vermeinten Stärke der Gedanken; und das unregelmäßige hält man für werther als das gefeilte; das verworfene in der Construction für wohlklingender, als das zusammenhängende.

Ueberdem grenzen auch oft die Fehler zu nahe an den Tugenden: so nimmt man oft den Mann, der immer übels redet, für den freymüthigen, den tollkühnen für den tapfern, den Verschwender für den reichen Geber. Wer nun hier die Regeln nicht kennt, wird das alles mit einander verwechseln, und offenbar, und oft mit seiner eigenen Gefahr, und der Gefahr desjenigen, den er vertheidiget, fehlen. Auch das erwirbt oft irrigen Beyfall, daß man oft sehr gern dasjenige höret, was man nie selbst möchte gesagt haben.

Wer immer das übertriebene sucht, vermeidet nie einen andern Fehler, nemlich das gar zu kühne im Ausdrucke, und wagt ohne Verstand. zuweilen kann es kommen, daß er einen wirklich grossen Gedanken findet; aber das kömmt auch selten, und wägt die andern Fehler nicht auf. Eben deswegen scheinen diejenigen, die sich an keine Regeln binden einen grössern Reichthum zu haben, weil sie alles, was ihnen einfällt, niederschreiben: wer aber Grundsätze befolgt, nimmt eine genauere Auswahl und die Grenzen, die ihm gesetzt sind, in Acht. Selbst die Sentenzen, wornach sie ganz allein streben, stechen unter lauter schlechten desto mehr ab, gleichwie Lichter nicht im Schatten, wie Cicero sagt, sondern in dicker Finsterniß heller glänzen. Daher mögen sie immer nach Gefallen witzige Köpfe heissen, wenn es nur dabey sicher ist, daß man einen wahren

Redner

Redner nicht anders, als zum Spotte, mit dergleichen Lobe ehren könne.

Dem ohngeachtet ist es nicht zu leugnen, daß auch die Theorie den Werken des Geistes etwas benimmt, so wie die Feile rostigen, der Wetzstein stumpfen Instrumenten, und das Alter dem Weine; aber Fehler benimmt sie: und eben dadurch ist das, was die Critic gesäubert hat, zwar weniger, aber besser.

Auch durch die rednerische Action suchen viele ihren Ruhm, beredt zu seyn, zu sichern. Denn wo sie hinkommen, schreyen sie, und prahlen alles mit, wie sie sagen, erhobenen Händen, laufen, wie Rasende, bald hier, bald dahin, hohlen tief Athem, werfen sich in die Brust, machen Grimassen, und bewegen den Kopf. Bald schlagen sie die Hände in einander, bald stampfen sie mit den Füssen zur Erde, bald schlagen sie sich in die Seite, bald an die Brust, und bald vor die Stirn. Das thut denn ganz herrliche Wirkungen auf den unverständigen Pöbel. Hingegen der gelehrtere Redner weiß die Action immer dem Colorit, und den Ton seiner Stimme demjenigen angemessen zu machen, was er sagt, so wie er in der Rede selbst alles einem Plane unterworfen, nach demselben verschönert, und die Gedanken geordnet hat; und weil nichts so sehr eine beständige Aufmerksamkeit verdient, als Bescheidenheit, so will er auch nichts lieber, als bescheiden seyn, und scheinen.

Jene

Jene nun nennen ihr Verfahren **Nachdruck**; ich möchte es lieber **Gewaltthätigkeit** nennen. Indessen wird man nicht nur Schauspieler von dieser Art, sondern auch selbst, was noch schändlicher ist, Lehrer, antreffen, die eine kurze Zeit sich mit Uebungen in der Beredsamkeit beschäftiget haben, und sich hin und wieder, wie es ihnen einfällt, jenes tumultuarischen Vortrages, ohne auf irgend etwas Rücksicht zu haben, bedienen, dabey diejenigen, die den Wissenschaften etwas mehr Ehre erzeigen, ungeschickte und seichte Köpfe, oder fade und einfältig nennen, wie ihnen ein recht spöttisches Wort beyfällt.

Nun, wir wollen ihnen Glück wünschen, daß sie ohne Mühe, ohne Theorie, ohne einige Regel, **Redner und Dichter** und gute Schriftsteller geworden sind.

Von den Grenzen der Regeln.

(Cap. 14.)

Niemand erwarte hier aber von mir diejenige Art von Regeln, die bisher von den mehresten Theoristen ist befolgt worden, daß ich nemlich den Freunden der Beredsamkeit gewisse Gesetze vorschreibe, die mit einer unveränderlichen Nothwendigkeit zu halten wären. — Die Rhetorik wäre gewiß eine sehr leichte und unbedeutende Wissenschaft, wenn man sie in einer einzigen, und kurzen Vorschrift zusammenfassen könnte. Aber die

die meisten Regeln müssen nach Beschaffenheit der Sachen, Zeit, Gelegenheit, oft auch aus Noth geändert werden. Das vornehmste bey einem Redner ist daher eine richtige **Urtheilskraft**; denn wie oft muß er nicht von der Beobachtung der Regeln abgehen, und sich nach der mannichfaltigen Beschaffenheit der Umstände richten? Wie, wenn man einem General vorschriebe, so oft er eine Schlachtordnung bilden würde, die Fronte zu stellen, mit beiden Flügeln vorwärts zu rücken, und die Reuterey vor beide Flügel zu postiren? Vielleicht ist dies die allervortheilhafteste Kriegsmanier; aber nur so lange, als sie sich ausüben lässet. Denn nach der verschiedenen Natur der Gegenden muß sie anders seyn, wenn nemlich ein Berg im Wege ist, wenn ein Fluß hinderlich ist, oder wenn die Armee durch Hügel, Wälder, und rauhe Wege aufgehalten wird. Auch die Verschiedenheit des Feindes, auch selbst eine gegenwärtige Gefahr werden die obige allgemeine Regel veränderlich machen; bald wird man mit geraden Gliedern, bald mit keilförmigen Zügen, bald mit den Hülfstruppen, bald mit den Legionen streiten müssen; zuweilen auch, in einer verstellten Flucht dem Feinde den Rücken zukehren. Eben so kann in einer Rede der **Eingang** nothwendig oder überflüßig, kurz oder länger als gewöhnlich, seyn müssen. Man kann den ganzen Vortrag an den Richter halten, oder zuweilen zur Verschönerung sich von ihm wenden. Die Erzählung kann kurz zusammengezogen, oder etwas weit-

weitläufiger und gedehnt; sie kann zusammenhängend, oder getheilt, die Ordnung beybehalten, oder verändert werden müssen: alles das kömmt auf die Verschiedenheit der Sache an, die man vorträgt. Denn alle unsere Regeln sind durch keine unverbrüchliche Gesetze, durch keine allgemeine Anordnungen unumstößlich gemacht; nur wenn sie nützen, sind sie gültig. Aber das kann ich nicht läugnen, daß man gemeiniglich auf die Art, die ich vorschlage, mit Vortheil reden könne; denn sonst würde mein Buch überflüßig seyn. So oft aber eben der Vortheil durch andere Mittel erlangt werden kann, so oft ergreife man sie, ohne dem Ansehen der Lehrer ängstlich zu folgen.*)

Dies aber erinnere ich vorzüglich, und werde es noch zu wiederhohlten malen erinnern: der Redner sehe in einer jeden Verrichtung auf zwey Stücke, auf das **schickliche**, und auf das **vortheilhafte**. Vortheilhaft wird es oft seyn, von der einmal angenommenen und festgesetzten Ordnung abzuweichen; schicklich wird es zuweilen seyn, nach dem Exempel guter Statuen und Gemählde, eine Mannichfaltigkeit in der äusserlichen Form, Bil-

*) Zuweilen müssen Schriftsteller, so wie gesittete Leute, um grosse Fehler zu vermeiden, kleinere begehen. — Achtet die Regeln nicht, welche jeder Silbenrichter angiebt: Denn gewisse Kleinigkeiten nicht kennen, ist Ruhm. *Pope.* Essay on Criticism. p. 126. d. Uebers.

Bildung, und Stellung zu schaffen. Gerade aufstehende Cörper haben wenigen Reitz für das Auge. Denn ein flaches Gesicht, herabhängende Arme, dicht an einander gestellte Füsse bilden ein Gemählde, das von oben bis unten starrt. Aber jene künstliche Beugung, oder, daß ich so sage, Bewegung des Cörpers giebt auch todten Statuen Leben. Hier sind die Hände nicht immer nach einem beständigen Einerley geformt, und tausend Verschiedenheiten in der Gesichtsbildung angebracht. Einige stellen einen vollen Lauf, oder einen Anfall vor: einige sitzen, andere liegen; einige sind nackend, andere bekleidet; wieder andere sind halb nackend, und halb bekleidet. Was für ein verzogenes und ausgearbeitetes Stück ist nicht jener Scheibenwerfer des Myro? Wenn aber jemand es deswegen tadeln wollte, weil die Stellung so wenig gerade ist, würde man nicht von ihm urtheilen, daß er noch sehr wenig von der Kunst verstehe, in welcher eben jene neue und mühsame Erfindung etwas Lobenswürdiges ist? Eben die Annehmlichkeit und eben das Vergnügen, welches uns schöne Gegenstände verschaffen, die in die Sinne fallen, verschaffen uns auch diejenigen, die durch Worte ausgedrückt werden. Beide gehen etwas von der geraden Bahn ab, und prangen selbst dadurch in einer neuen Schönheit, daß sie sich von dem gewöhnlichen und gemeinen entfernen.

In der Mahlerey hat die Abbildung des ganzen Gesichts seine Annehmlichkeit. Dennoch

stellte

stellte Apelles das Bild des Antigonus nur von der einen Seite vor, damit das Häßliche, welches ein verlornes Auge für den Zuschauer hat, wegbliebe. Wie? sollte nicht auch in einer Rede einiges verhüllt, und nicht vorgestellt werden müssen? sollte nicht manches vorkommen, was nicht nach Würde ausgedrückt werden könnte? So machte es der Cithnische Timanthes, auf dem Gemählde, wodurch er über den Tejer Colotes noch den Preiß erhielt. Nachdem er auf demselben bey der Opferung der Iphigenia den Priester Calchas sehr traurig abgemahlt hatte, noch trauriger den Ulysses, dem Menelaus aber den allertiefsten Schmerz, den die Kunst in der Gewalt hat, gegeben hatte; und nun alle die höchsten Leidenschaften schon angebracht waren, und er nicht wußte, wie er würdig genug das Angesicht ihres Vaters, Agamemnons mahlen sollte; so verhüllte er ihm das Haupt, und ließ es nun einem jeden selbst über, die Gemüthsverfassung des Königes zu errathen. *) Hat hiemit nicht jener Ausdruck des Sallust

*) Man vergl: *Plinius*, Libr. XXXV. Sect. 35. *Valer. Maxim.* Libr. VIII. cap. XI. *Cicero* in Orat. c. 22. Aber Herr Leßing im Laocoon, S. 18, u. f. ist anderer Meynung, als alle diese Scribenten, und glaubt, Timanthes habe so gemahlt, weil er die Grenzen seiner Kunst kannte, und die häßlichen Verzerrungen des Schmerzens in dem Gesichte Agamemnons nicht mahlen wollte.

Sallust Aehnlichkeit: Von Carthago halte ich es für besser, nichts zu sagen, als zu wenig zu sagen? *)

Aus den angeführten Gründen habe ich bisher niemahls mich an diejenigen Vorschriften der Beredsamkeit binden können, welche man allgemeine nennt. Selten wird man irgend eine von denselben antreffen, die nicht könnte von einer Seite wankend und ungültig gemacht werden. Aber hievon wollen wir an seinem Orte vollständiger handeln. Unterdessen warne ich junge Leute, sich nicht für gelehrt genug zu halten, wenn sie etwa eins von jenen gemeiniglich sehr kleinen Compendien der Beredsamkeit auswendig gelernt haben, und nicht zu glauben, daß sie durch die unverwerflichen Gutachten dieser Kunstverständigen mit Hülfsmitteln genug versehen sind. Die Wohlredenheit erfordert einen unermüdeten Fleiß, eine mannichfaltige Uebung, häufige Versuche, tiefe Einsichten, und beständige Gegenwart des Geistes. Sie wird freylich auch durch Regeln befördert, wenn diese nur immer den geraden Weg, nicht ein einzelnes Fahrgleiß zeigen möchten. Wer es ängstlich für unerlaubt hält, von demselben abzuwei-

*) In Iugurth. XIX, 2. Dieser Ausdruck aber ist vorher so oft gebraucht worden, daß er dem Sallust nicht zum Ruhme angerechnet werden kann. Es war ein altes Sprichwort von Athen.

weichen, der muß sich gefallen lassen, daß er desto später seine Reise zurücklegt. Verläßt man doch oft den gebahntesten Weg, wenn man näher zukommen kann? wird man doch oft genöthiget, einen Umweg zu nehmen, wenn der gewöhnliche Pfad durch abgerißne Brücken unbequem gemacht wird? und wenn die Thüre in Flammen steht, sucht man einen Weg durch die Wand. Gewiß, das Unternehmen ist von grossem Umfange, und kann doch fast täglich erweitert werden. Nie wird man alles erschöpfen, was hievon gesagt werden kann. Dennoch will ich es versuchen, die bisherigen Regeln, und das brauchbarste derselben anzuzeigen; was aber geändert, wo etwas hinzugesetzt, und wo etwas weggenommen werden muß, zu bestimmen.

Was die Rhetorik sey?

(Cap. 16.)

Ehe wir weiter gehen, müssen wir wissen, was Rhetorik sey. Sie wird verschiedentlich erkläret, aber es kömmt dabey nur auf zwey Stücke an: denn man ist entweder über die Beschaffenheit der Sache selbst, oder über den Ausdruck uneinig. Der erste und vornehmste Unterschied der Urtheile hierüber ist der, daß einige glauben, auch böse Menschen könnten Redner genannt werden; andere, deren Meinung auch ich beytrete, wollen diesen Namen sowohl, als unsere Wissen-

schaft

schaft nur allein rechtschaffenen Männern zugeschrieben wissen. Diejenigen aber, die eine grosse Stärke in der Beredsamkeit nicht für den allerhöchsten Ruhm, den man sich in diesem Leben wünschen kann, halten wollen, setzen ihre Vortreflichkeit entweder in der Ueberredung, oder in der Fertigkeit so zu reden, daß man überreden könne. Beides kann nun gar wohl von einem jeden, der auch nicht eben der rechtschaffenste Mann ist, bewirkt werden. Daher ist auch der gewöhnlichste Endzweck der Rhetorik das Vermögen zu überreden. Diese Meinung schreibt sich noch von dem Isocrates her, wenn nemlich das Lehrbuch, welches man für das seinige ausgiebt, wirklich von ihm ist. Wenn er gleich weit davon entfernt ist das Geschäft des Redners verhaßt vorzustellen, so bestimmt er doch seine Kunst unrichtig, wenn er sagt, sie sey der Werkmeister der Ueberredung (πειθοῦς δημιουργόν). Auch beym Plato sagt Gorgias in dem Gespräche, welches diesen Titel führet, etwas ähnliches: aber Plato will diese Definition nicht als die seinige, sondern als die des Gorgias angesehen wissen. Cicero schreibt an mehr als einem Orte, *) die Verrichtung des Redners sey, der Ueberredung angemessen zu reden.

*) Almeloveen hat die Stellen gesammelt. De Orat. I, 31. Academ. 1, 8. de Inuent. 1, 5. ad Herenn. 1, 2.

reden. In seinen Rhetorischen Schriften, *) die er aber selbst nicht billigte, macht er die **Ueberredung** zum Zwecke der Redekunst.

Aber überredet nicht auch das Geld, das Gefällige, das Ansehn, die Würde des redenden? über-

*) De Inuent. 1, 6. daß Cicero diese Schriften selbst als Werke seiner jugendlichen Jahre nicht im spätern Alter billigte, erhellet aus Cap. 2. B. 1. de oratore. Uebrigens ist die Erklärung, welche Isocrates, Plato, und Cicero von der Rhetorik gegeben haben, gleichwol richtig. Quintilian vermengt das moralische der Rede mit dem künstlichen. Schon der Sprachgebrauch in allen Sprachen beweißt es, daß der Nahme eines **Redners** auch einem bösen Menschen zukommen könne. Waren nicht Tiber, und selbst Nero öfters im Senate gute Redner? Wenn Quintilian nur dem bono viro den Nahmen des Redners zugestehen will, so sagt er dieses vermuthlich aus Liebe zur Jugend, die er zum moralischen anreizen will. Seine folgenden Einwürfe würden auch keinen Scharfsinn von ihm verrathen, wenn sie nicht, aus der angeführten Ursache, nur zum Scheine gemacht wären. Er sagt, „Geld, Ansehn, Schönheit u. s. w. überredet uns ja auch.„ — Aber in den letztern Redensarten ist es ein metaphorischer Ausdruck, und von der Redekunst der eigenthümliche. Wir sagen dasjenige habe etwas überredendes, was eben den Effect thut, den eine gute Rede ihrer Natur nach thut.

überredet nicht so gar selbst der Anblick ohne Worte, es mag uns nun die Erinnerung von Verdiensten, oder ein mitleidswürdiges Gesicht, oder eine schöne Bildung zu dieser oder jener Gesinnung oder Entschliessung hinreissen. Denn wann ein Antonius den M. Aquilius vertheidigte, und mit aufgerissenen Kleide die Wunden, die derselben fürs Vaterland auf der Brust erhalten hatte, zeigte; so setzte er wenig Vertrauen in seine Rede, aber den Augen des Römischen Volks that er Gewalt an; und man hat immer geglaubt, dasselbe sey durch den traurigen Anblick des Mannes am meisten bewogen worden, ihn loszusprechen. Daß Servius Galba bloß durch das Mitleid einem richterlichen Ausspruche gegen sich entgangen sey, weil er nicht nur seine eigenen kleinen Kinder in die Versammlung mitgebracht, sondern auch den Sohn des Gallus Sulpizius auf seinen Armen getragen, bezeigen sowohl Geschichtschreiber, als selbst die Rede des Cato. Und Phryne, glaubt man, ist nicht sowohl durch die sonst bewunderungswürdige Vertheidigung der Hyperides, als durch den Anblick ihres überaus schönen Cörpers, den sie durch Zurückschlagung ihres Rockes entblösset hatte, der Gefahr entrissen worden. Wenn nun alles dieses fähig ist, zu überreden, so folgt, daß die angeführte Definition nicht die angemessene sey.

Daher haben andere eine grössere Genauigkeit zu haben geglaubt, wenn sie die Redekunst

eine Kunst durch reden zu überzeugen genannt haben; ob sie gleich im Grunde einerley mit jenen dachten. Dies ist die Erklärung, die Gorgias in eben dem Buche, wovon wir oben gesagt haben, gleichsam gezwungen vom Socrates, angiebt. Eben dieselbe nimmt auch Theodectes an, es mag nun das sein Werk seyn, welches auf dem Titel seinen Namen führt, oder, wie andere glauben, den Aristoteles zum Verfasser haben. Es heißt in demselben: der Zweck der Redekunst sey, die Zuhörer dahin zu bewegen, wohin der Redner will. Aber auch diese Erklärung ist nicht hinlänglich. Dennauch andere überreden durch Worte, oder bewegen zu etwas, was sie wünschen, zum Beyspiel, Buhlerinnen, Schmeichler, und Betrüger. Aber im Gegentheil überredet der Redner nicht immer. Daher ist das auch seine eigenthümliche Absicht nicht, sondern eine solche, die er auch mit andern, welche aber lange keine Redner sind, gemein hat.

Einige sind von der Wirkung der Redekunst abgegangen, wie Aristoteles, welcher sagt: sie sey die Kunst alles zu erfinden, was in einer Rede zur Ueberführung dienen kann. Diese Erklärung hat eben den Fehler, den die vorigen hatten, und begreift überdem weiter nichts, als die Erfindung unter sich, die doch ohne dem Ausdrucke keine Rede ausmacht.

Aus dem Gorgias erhellet, daß Plato die wahre Redekunst nur allein rechtschaffenen und braven Männern zuschreibe. Noch deutlicher aber erklärt er sich im Phädrus, wo er sagt, sie könne ohne Kenntniß des Rechts nicht vollkommen seyn; und dieser Meinung trete auch ich bey. Hätte er sonst wohl eine Vertheidigung des Socrates unternommen. Hätte er das Lob derer, die fürs Vaterland gestorben waren, schreiben können? und dies sind in der That Werke eines Redners. Aber er greift diejenigen an, die die Beredsamkeit zu unedlen Absichten brauchten. Denn auch Socrates hielt die Rede, die Lysias für ihn, als Verklagten, geschrieben hatte, seiner nicht würdig, und doch war es damals Mode, daß andere die Reden verfertigten, welche die Ankläger, oder Beklagten selbst halten wollten. —

Dies sind ohngefehr die bekanntesten Erklärungen, und diejenigen, worüber am vornehmsten gestritten wird. Denn sie alle durchzugehen gehört hieher nicht, und ist auch nicht möglich; weil die Theoristen einen (wie ich wenigstens glaube,) unerlaubten Eifer bewiesen haben, nichts mit eben den Worten zu beschreiben, die ein andrer schon gebraucht hatte. Ein solcher leerer Stolz sey von mir fern. Ich werde nicht immer das sagen, was ich erfunden habe, sondern, was mir vorzüglich gefällt. So sage ich: Die Redekunst ist die Wissenschaft, wohl zu reden;*)

den;*) wer mit dieser Erklärung, die die beste ist, nicht zufrieden, eine andre aufsucht, der will sie ohnstreitig verschlimmern. — Hat man nun dieses eingestanden, so ist zugleich auch klar, welche Absicht, welchen höchsten und letzten Endzweck die Redekunst habe, und worauf die ganze Kunst gerichtet sey. Denn ist sie selbst die Wissenschaft, wohl zu reden, so ist ihr höchster Endzweck die **Wohlredenheit.**

Vom Nutzen der Redekunst.

(Cap. 17.)

Es folgt die Frage: ob die Redekunst nützlich sey? Denn einige pflegen heftig auf sie zu schmähen, und, was das boshafteste ist, um die Redekunst herunterzusetzen, bedienen sie sich der Redekunst: Die Beredsamkeit sey es, welche Bösewichter ihren Strafen entreisse, durch deren betrü-

*) Auf eben die Art, wie Quintilian die vorigen Definitionen widerlegte, könnte man auch die seinige widerlegen. Denn erstlich, hat nicht auch oft ein böser Mensch Wohlredenheit? Und haben denn auch nicht so viele Menschen die Gabe wohl zu reden, wenn sie auch gar keine Rhetorik studirt, und den Nahmen der Redner niemals verdient haben? Man hat daher in den neuern Zeiten, mit Recht, einen Unterschied zwischen der Beredsamkeit, (eloquentia) und der Wohlredenheit (vis bene dicendi) gemacht.

trügrische Kunst oft verdiente Männer verdammt, und verderbliche Anschläge gefaßt würden: die nicht nur Aufstand und Unruhe des Volks, sondern auch schreckliche Kriege entzünde, und endlich alsdenn ihre Gewalt recht äussere, wenn Lügen wider die Wahrheit kämpfen. Ja, werfen nicht comische Dichter dem Socrates selbst vor, er lehre, wie man einen unrechtmäßigen Proceß rechtmäßig machen könne? *) und sagt nicht Plato vom Tisias, und Gorgias etwas ähnliches? **) Hiezu führen sie Beyspiele von Griechen und Römern an, und zählen die Namen derjenigen her, die sich der nicht nur für einzelne Personen, nein, für ganze Staaten verderblichen Beredsamkeit be-

 dienet,

*) Der Verf. zielt auf die bekannte Farce, oder vielmehr Pasquill des Aristophanes welches den Nahmen, die Wolken, führt, und den Socrates lächerlich zu machen bestimmt war. Darinnen erscheint der von den Creditoren geplagte Strepsiades, und bringt seinen Sohn in des Socrates Schule, damit er lerne, wie er einen Proces gegen seine Creditoren führen und lernen solle, ihn so zu gewinnen, daß keine einzige Schuld bezahlt werden dürfe; Strepsiades fragt den Socrates, ob er der sey, der eine gute Sache schlimm, und eine schlimme Sache gut machen könne?

**) In der Gesnerischen Ausgabe des Quintilians, findet man die Stellen Plato genau angeführt, auf welche hier Beziehung geschieht.

dienet, die gute Verfassung ganzer Republiken zu stören, oder umzuwerfen. Eben deswegen, sagen sie, habe sie weder in dem Staate der Lacedämonier, noch zu Athen bestehen können, weil der Redner daselbst nicht Leidenschaften erregen dürfen, und daher ihrer Gewalt Grentzen gesetzt wären.

Wenn wir so schliessen wollen, so sind auch Feldherrn und Obrigkeiten ohne Nutzen für den Staat; so ist alle Arzney schädlich; so ist selbst die Philosophie unbrauchbar. Denn es giebt unter Generalen auch einen Flaminius; unter Staatsmännern Gracchen, Saturniner, und Glaucier; unter Heilungsmitteln Gifte; und diejenigen, die sich unwürdig Philosophen nennen, haben sich mannichmal der schändlichsten Verbrechen schuldig gemacht. So lasset uns denn künftig alle Nahrungsmittel verachten: denn wie oft sind sie Ursachen von Krankheiten? Lasset uns nie in Häusern wohnen: wie oft stürzen sie nicht über die Köpfe ihrer Bewohner ein? So werde nie dem Soldaten ein Schwerdt verfertiget: denn kann sich das nicht auch der Meuchelmörder zu Nutze machen? Und wer weiß nicht, daß auch das Feuer, das Wasser, ohne welchen unser Leben nicht bestehen kann, oder, daß ich mich nicht einmahl bey Dingen, die auf der Erde sind, aufhalte, wer weiß nicht, daß Sonne und Mond, die vornehmsten himmlischen Cörper, mannichmahl auch Schaden verursachen?

Will man deswegen leugnen, daß jener Appius den entehrenden Frieden mit dem Pyrrhus durch die Gewalt seiner Beredsamkeit zunichte gemacht habe? War nicht die göttliche Beredsamkeit eines Marcus Tullius dem Staate heilsam, wenn er gegen die Agrarischen Gesetze redete? *) wenn er die tolle Wuth eines Catilina dämpfte? verdiente er nicht Dankfeste, eine Ehre, die nur siegreichen Kriegshelden zukam, auch im Frieden? Rief nicht der Redner oft den niedergeschlagenen Muth der Soldaten von seiner Furcht zurück ins Lager? und überzeugte er sie nicht bey so vielen Gefahren, der Heldenruhm sey schöner, als das Leben selbst? – Das Exempel der Lacedämonier oder Athenienser kann mich nicht so sehr rühren, als das Exempel des Römischen Volkes; Und bey diesem hatten Redner allezeit das größte Ansehn. Ich bin überzeugt, die Stifter der Städte hätten auf keine Art bewirkt, daß jene herumschweifende Menge sich in gewisse Haufen bringen ließ, wenn man sie nicht durch beredende Worte dazu gereizt hätte. Ja, die Erfinder der Gesetze hätten es ohne der höchsten Stärke der Beredsamkeit nie dahin gebracht, daß Menschen sich selbst zu den Dienst der Gerechtigkeit bequemt hätten. Die Grundsätze der Moral haben, wenn sie sich gleich von selbst

*) Alle diese Beyspiele sind dem Gelehrten bekannt, den andern würde man sie weitläuftig erzehlen müssen, und ohne Nutzen.

selbst schon durch ihre Würde empfehlen, einen weit grössern Einfluß auf die Besserung des Herzens, wenn ein schöner Vortrag derselben innere Vortreflichkeit erhebt. Wenn daher auch immer die Waffen der Beredsamkeit sich auf eine erlaubte und unerlaubte Weise anwenden lassen, so ist es doch nicht billig, etwas für schlimm zu halten, das guten Nutzen haben kann.

Doch, dergleichen Untersuchungen gehören nur für diejenigen, die das ganze Wesen der Redekunst auf das Vermögen zu überreden einschränken. Ist sie aber die Wissenschaft wohl zu reden, und kann nur ein Gerechtigkeit liebender Mann Redner seyn, so muß man ihr auch gewiß ihre Brauchbarkeit eingestehen.

Ja, ohnstreitig hat die Gottheit, der Schöpfer aller Wesen, der Baumeister dieser Welt, den Menschen unter den übrigen Thieren durch nichts so sehr ausgezeichnet, als durch das Vermögen zu reden. Denn wir bemerken an diesen sprachlosen Thieren, daß ihre Cörper die unsrigen an Grösse, Stärke und Festigkeit weit übertreffen, mehr aushalten können, geschwinder sind als die unsrigen, und weit weniger fremder oder erborgter Hülfe bedürfen. Durch die Natur gelehrt, lernen sie ohne Anweisung eher gehen, ihre Nahrung suchen, und Gewässer durch schwimmen. Die meisten bekleiden sich selbst mit ihrem Corper

gegen

gegen die Kälte. Waffen sind ihnen angeboren, und allenthalben finden sie ihr Futter, welches alles dem Menschen viele Mühe kostet. Aber dafür schenkte Gott uns einen bessern Geist, und wollte uns dadurch mit sich selbst in eine nahe Verbindung setzen. Aber würde der bessere Geist uns so viel helfen, würde er sich so deutlich in uns offenbaren, wenn wir nicht durch die Sprache die Gedanken, die wir erzeugen, äussern könnten? Und dieses Vorzugs sehen wir die übrigen Thiere mehr, als eines gewissen Verstandes, oder Denkungsvermögens beraubt. Denn daß sie sich selbst Wohnungen aufwerfen, Nester bauen, ihre Jungen erziehen, und aussetzen, ja, daß sie sich auf den Winter mit Nahrungsmitteln versehen, gewisse uns unnachahmliche künstliche Werke, dergleichen der Wachs- und Honigbau sind, verfertigen; dazu gehört vielleicht einige Vernunft, aber, weil sie der Sprache entbehren müssen, so nennt man sie stumm und unvernünftig. Endlich, was nützt Menschen, denen der Gebrauch der Stimme versagt ist, wohl jener himmlische Geist? *) —

Haben wir also von der Gottheit nicht schöners erhalten, als die Sprache, was können wir wohl für würdiger halten es auszubilden, und voll-

*) Diese Gedanken des Quintilian über die Sprache haben eine grosse Aehnlichkeit mit dem, was Jerusalem im 2ten B. seiner Betrachtungen über die Religion, Betr. 2. davon sagt. d. Uebers.

vollkommener zu machen? oder worin wollten wir lieber vor andern Menschen uns Vorzug erwerben, als darinnen, worinnen Menschen schon einen natürlichen Vorzug für allen Thieren haben? Und das um desto mehr, weil in keiner einzigen Beschäftigung der Eifer ein so grosses Verdienst erwirbt, als in dieser. Dieses alles ist unleugbar, wenn man überlegt, welchen unbedeutenden Ursprung diese Wissenschaft gehabt, wie weit sie schon in ihrer Vollkommenheit gediehen, und wie sehr sie noch kann erweitert werden. Denn, daß ich nicht einmahl davon sage, wie verdienstlich es ist, und wie sehr es mit dem Character der Rechtschaffenheit harmonire, Freunde vertheidigen, dem Staate mit Weisheit beförderlich seyn, die Endschliessungen eines ganzen Volks, oder Heers lenken, wohin man will: ist nicht auch schon das schön, durch den menschlichen Verstand, und durch Worte, deren sich jedermann bedient, so viel Lob und Ehre sich erwerben, daß man nicht zu reden, sondern, wie es dem Pericles widerfuhr, *) zu donnern und zu blitzen scheine.

*) Aristophanes war der Ueberheber dieses Lobspruchs auf die Beredsamkeit des Pericles; und der Lobspruch gefiel so sehr, daß er nachher häufig gebraucht, und fast allgemein wurde.

Ob

Ob die Rhetorik eine Kunst sey?

(Cap. 18.)

Doch ich würde nicht aufhören, wenn ich noch weiter von meinem Plane ausschweifen, und mich einer so süssen Betrachtung überlassen wollte. Wir gehen demnach zu einer andern Untersuchung über, ob die Rhetorik eine Kunst ist? Hieran nun hat wohl nicht leicht jemand von denen, welche ein System der Beredsamkeit geliefert haben, gezweifelt, wie auch schon die Titel ihrer Werke: *de arte rhetorica*, von der Redekunst, u. s. w. bezeugen. Auch Cicero sagt, was man Rhetorik nenne, sey die in eine Kunst gebrachte Beredsamkeit. Die Redner haben eben das behauptet, damit sie ihren Bemühungen das Ansehn einer grossen Wichtigkeit geben möchten; und mit ihnen kommen die Philosophen, sowohl die Stoiker, als Peripatetiker überein. Und ich gestehe, ich trug zu erst Bedenken, ob ich diese Untersuchung berühren sollte. Denn wer ist wohl so sehr von aller Gelehrsamkeit, oder vielmehr von aller gesunden Vernunft entfernt, daß er die Wissenschaft, der Baumeister, Weber, und Töpfer für eine Kunst halten, und sich doch einbilden könnte, daß die Rhetorik, das wichtigste, und schönste Werk, wie wir oben gesagt haben, zu einer so erhabnen Staffel der Vollkommenheit ohne Kunst gestiegen sey. Ich denke immer, daß diejenigen, die wider diesen Satz geschrieben haben, nicht das Gefühl der Ueberzeugung von

dem gehabt, was sie behaupteten, sondern nur ihrem Genie durch die Bearbeitung einer sehr schweren Materie haben eine Uebung geben wollten; eben so wie Polycrates, der dem Busiris und der Clitämnestra eine Lobrede hielt, und, welches fast einerley ist, auch die wider den Socrates gehaltene Rede verfaßt haben soll.

Einige nehmen eine natürliche Rhetorik an, und leugnen doch nicht, daß sie durch Bearbeitung könne erweitert werden. So sagt, zum Beyspiel, Antonius in den Schriften des Cicero, vom Redner: sie sey eine gewisse Beobachtung, aber keine Kunst. Cicero schreibt das nicht, daß wir es für Wahrheit annehmen sollen, sondern um den Character des Antonius, der seiner Kunst den Werth absprach, zu behaupten.

Lysias scheint eben diesen falschen Satz zu haben. Der Beweiß, den er anführt, ist der, daß auch unwissende, dumme Leute, und Sclaven, wenn sie sich zu vertheidigen hätten, etwas einem Eingange ähnliches vorbrächten, erzählten, bewiesen, widerlegten, und, welches anstatt der Anwendung diente, um Vergebung bäten. Ferner führen sie folgende betrügerische Beweise: Nichts, was kunstmäßig geschehe, sey vor der Erfindung der Kunst gewesen; nun hätten aber schon immer Leute für sich und gegen andere geredet, und die ersten Lehrer des Systems der Beredsamkeit träfe man erst zur Zeit des Tisias, und Corax an; folglich

folglich müsse auch schon eine Beredsamkeit vor ihrer Theorie gewesen seyn, und folglich sey sie selbst keine Kunst. Ich will mich jetzt nicht darum bekümmern, zu welcher Zeit die Theorie der Wohlredenheit ihren Anfang genommen haben mag. Dennoch findet man schon beym Homer einen **Phönix**, den Lehrer des **Achill** so wohl in der Moral als Beredsamkeit; *) ja wir finden bey ihm mehr als einen Redner, eine jede Gattung des Ausdrucks in den drey Generalen verschieden, und auch angestellte Wettstreite in der Beredsamkeit unter Jünglingen; noch mehr, die Beschreibung von dem getriebenen Schnitzwerke des **Achillischen** Schildes enthält Streitigkeiten, und Schiedsrichter. **)

Genug, wenn wir zugeben, alles, was die Kunst vollkommen gemacht, hat seinen ersten Anfang von der Natur genommen; und, wenn man das leugnen will, so muß man auch der Heilungskunst den Begriff der Kunst absprechen, weil sie blos aus der Bemerkung heilsamer und schädlicher Mittel entstanden ist, und, wie viele

wol=

*) Μύθωντε ῥητῆρ ἐμμεναι πρηκτηρατε ἔργων. Homer, Il. B. 9. v. 443. d. Uebers.

**) Ebend. Man sehe die Stellen beym Homer, Il. 9. v. Anf. Od. 15. v. 283. Il. 18. v. 497 = 508. d. Uebers.

wollen, allein auf Erfahrungen beruhet. Denn ehe sie noch in die Form der Kunst gebracht war, verband schon mancher eine Wunde, linderte mancher schon ein Fieber durch Ruhe und Enthaltsamkeit, nicht, weil er den Grund davon einsah, sondern, weil ihn sein Uebel selbst dazu nöthigte. Auch die Baukunst verdiente ihren Namen nicht: denn Hütten baueten auch schon die ersten Menschen ohne Kunst: Auch die Music nicht, denn unter allen Völkern ist wenigstens einige Manier des Singens, Spielens, und Tanzens bekandt. Nun, wenn jede ungebildete Sprache Beredsamkeit ist, so will ich gern zugeben, daß diese auch schon, ehe sie kunstmäßig geworden, existirt habe. Ist aber nicht jeder, der reden kann, ein Redner, und sprachen die ersten Menschen nicht als Redner; so folgt nothwendig, daß der Redner erst durch Kunst das geworden, was er ist, und daß er es vor der Kunst nicht gewesen sey.

Hiedurch fällt zugleich das über den Haufen, daß man vorgiebt: der Ausdruck solcher Leute, die keine Theorie hätten, habe nichts kunstförmiges, und doch fände man Beyspiele, daß sie Redner geworden. Um dies zu bestätigen führen sie das Exempel des Demades, der zuerst Schiffer, und des Aeschines, der Schauspieler war, an, welche beide Redner geworden. Der Satz ist falsch. Denn es kann Niemand ohne Theorie Redner seyn, und von den angeführten Männern kann

man

man beweisen, daß sie dieselbe vielmehr spät, als gar nicht gelernt haben. Wiewohl Aeschines ist so gar in seiner Jugend schon zu den Wissenschaften angeführt, die sein Vater öffentlich lehrte. Vom Demades kann man nicht zuverläßig behaupten, daß er nicht auch studiert habe. Eine lange fortgesetzte Uebung kann ihm ja endlich die grosse Fertigkeit verschaft haben, durch die er hernach groß ward. Denn das ist die fruchtbarste Art des Lernens. Dennoch kann man sagen, daß er, wenn er mehr Theorie gehabt hätte, noch grösser würde geworden seyn. Er wagte es daher selbst nicht einmahl, Reden zu schreiben, so daß wir von seinem Werthe richtig urtheilen könnten.

Ein anderer falscher Satz ist der, keine Kunst dürfe falschen Meinungen gewogen seyn, weil sie nur auf festen und wahren Grundsätzen gegründet seyn müsse. Dies aber fände bey der Rhetorik statt, also sey sie keine Kunst. Ich kann es leicht eingestehen, daß die Redekunst mannichmahl das Falsche statt des Wahren sage; aber nimmermehr werde ich einräumen, daß sie deswegen selbst mit Vorurtheilen angefüllt sey. Denn es ist ein grosser Unterschied zwischen diesen beiden Stücken, selbst Irrthum haben, und einem andern Irrthümer vorzeigen. Auch der Feldherr bedient sich oft eines solchen Betrugs.

Wenn ein Hannibal vom Fabius eingeschlossen um die Hörner seiner Ochsen Reißig binden, es anzünden, und in einer Nacht die Heerden auf die gegen über liegenden Berge treiben läßt, um den Feind durch den Schein zu hintergehen, daß er glauben sollte, seine Armee wäre auf dem Abmarsch, so betrog er ihn in seinem Wahne, allein er selbst wußte sehr wohl, was dahinter versteckt war. Auch Theopompus, der Lacedämonier, der mit seiner Frau seine Kleidung verwechselte, und als eine Frau gekleidet aus dem Gefängnisse entwischte, hatte nicht selbst eine falsche Meinung von sich, sondern brachte sie seiner Wache bey. So weiß auch der Redner, wenn er sich des Falschen statt der Wahrheit bedient, zwar selbst wohl, was das Falsche ist, und daß er sich desselben izt statt der Wahrheit bediene; Er hat aber nicht selbst eine falsche Meinung; er hintergeht nur durch den Schein andere. Auch Cicero, wenn er sich rühmte, daß er in der Sache des Cluentius den Richtern Blendwerk vorgemacht, hat wirklich selbst nichts davon gesehen. Eben so macht es der Mahler. Wenn er durch die Stärke seiner Kunst bewirken will, daß wir uns einbilden, einiges rage hervor auf seinem Gemählde, anderes weiche zurück, so weiß er gewiß sehr wohl, daß dennoch alles flach daran ist.

Man wendet ferner ein: Eine jede Kunst habe einen gewissen Endzweck, worauf sie ziele. In der Rhetorik sey bald gar kein Endzweck zu finden,

den, bald werde derjenige nicht erreicht, den man sich verspräche. Dies ist gänzlich falsch. Wir haben gezeigt, daß die Redekunst allerdings ihren Zweck haben, und haben ihn entwickelt. Ein wahrer Redner wird ihn immer zu erreichen wissen, denn er wird nicht anders, als zweckmäßig reden. Vielleicht könnte jener Gegensatz wohl noch gegen diejenigen von Wichtigkeit seyn, die die Ueberredung für den Zweck halten. Unser Redner, und seine Kunst, wie wir sie beschrieben haben, verlieren nichts in dem Erfolge ihres Geschäfts. Er trachtet nach einem rühmlichen Siege, und siegt er gleich nicht, wenn er seinem Zwecke gemäß geredet, so hat er wenigstens das ausgerichtet, was seine Kunst vermochte. Denn auch der Steuermann bemüht sich mit seinem Schiffe unbeschädigt in den Hafen zu überkommen. Wird er nun gleich vom Sturme fortgerissen, so bleibt er nichts desto weniger Steuermann, und tröstet sich mit jenen bekannten Worten: wenn ich nur mein Steuerruder aufrecht erhalte. Der Arzt beeifert sich die Gesundheit seines Kranken herzustellen. Entspricht aber die zunehmende Gewalt der Krankheit, oder die Unmäßigkeit des Patienten, oder ein andrer Zufall seinen Bemühungen nicht, so verfehlt er dennoch den Zweck der Heilungskunst nicht, wenn er alles nach einer vernünftigen Theorie verordnet hat. So hat der Redner den Endzweck wohl zu reden. Denn der Begrif der Kunst liegt, wie wir nachher deutlicher zeigen werden, in der Unternehmung

selbst, nicht in ihrem Erfolge. Folglich ist es falsch, wenn man so urtheilt, daß nur diejenigen ihre Kunst verstehen, die den Zweck derselben erreichen, und daß der Redner diesen nicht anzugeben wisse. Denn ein jeder weiß selbst am besten, ob er seiner Absicht gemäß geredet. —

Dies ist das vornehmste, was man gegen die Redekunst einwenden könnte, ausser verschiedenen weniger bedeutenden Kleinigkeiten, die aber aus eben derselben Quelle entspringen. Ich habe bewiesen, daß sie eine Kunst sey: denn man mag nun die Kunst, (wie Cleanthes gewollt hat) erklären, als das Vermögen, oder die Manier, nach einem gewissen Systeme etwas auszurichten, so wird Niemand zweifeln, daß diese Manier und das System auch in der Rede statt finde; oder man mag dabey auf einen fast allgemein gebilligten Endzweck der Kunst sehen, und sagen, eine Kunst bestehe aus übereinstimmenden, und durch Erfahrungen bestätigten Vorschriften, die einen gewissen nützlichen Endzweck fürs menschliche Leben haben, so haben wir schon gezeigt, daß alles dieses sich bey der Redekunst finde. —

Zu welcher Gattung der Künste die Redekunst gehöre.

(Cap. 19.)

Weil nun einige Künste auf Speculation und Bemerkungen gewisser Gegenstände beruhen,

von

von welcher Gattung die Astrologie ist, die keine gewisse Handlung erfordert, sondern mit der Einsicht in die Dinge, die zu ihrem Fache gehören, zufrieden ist; (man könnte sie die theoretische Gattung nennen.) Weil es ferner bey andern auf eine gewisse Thätigkeit ankömmt, die ihren Endzweck einzig und allein ausmacht, wodurch sie allein zur Vollkommenheit gebracht werden, und nach welchem sie weiter keines Fleisses bedürfen; (Dies wäre alsdenn die practische Kunst, wie man sie nennet, zu deren Gattung die Tanzkunst gehöret,) weil endlich wider andre Künste in ihrer Wirkung sich äussern, und in der vollkommnen Ausbildung eines Gegenstandes, der vor die Augen gestellt wird, ihren höchsten Endzweck erreichen; (wir nennen sie die schöpferische, poetische Gattung, in deren Gebiet die Mahlerey gehöret,) so folgt fast augenscheinlich, daß der Redekunst unter diesen verschiedenen Arten von Künsten das zweite Fach anzuweisen ist, welches die Künste in sich begreifet, die ihren Zweck in Actu, oder in einer Thätigkeit liegen haben. Denn sie führet dasjenige aus, was ihre Bestimmung ausmacht. Und hierin kommen alle überein.

Indessen scheint sie auch von allen übrigen Arten der Künste etwas anzunehmen. Denn es kann ihr Gegenstand mannichmahl so seyn, daß sie mit einer bloß anschaulichen Erkenntniß desselben zufrieden seyn muß. Und es kann ja auch ein still-

schweigender Redner Redekunst besitzen. Wenn er seinen Zweck nicht weiter verfolgt, es sey nun, aus Vorsatz, oder daß er durch einen Zufall daran verhindert wird, so wird er deswegen nicht aufhören, Redner zu seyn, so wenig, als der Arzt aufhört, Arzt zu seyn, wenn er seine Cur beschließt. Denn es ist auch in dem stillen Studiren viel Vergnügen, und eine reine Wohllust in einer von aller Handlung entfernten Betrachtung. Doch hat die Redekunst auch eine Aehnlichkeit mit der schöpferischen Gattung der Künste. Diese Aehnlichkeit erhält sie durch geschriebene Reden, durch Bearbeitung der Geschichte, welche wir allerdings dem Gebiete der Redekunst mit unterwerfen. *) Will man aber nur einer von den drey angeführten Arten der Künste die Rhetorik unterwerfen, so mag man sie zur thätigen, oder

*) Diejenigen, welche die gute Schreibart der Geschichte nicht leiden können, und seit einigen Jahren, seitdem man kaum angefangen hat, Geschichte in einem menschlichen Stile zu schreiben, wie Abbt sagt, von dem guten Stile, als von einem Geschichtsverderbnisse, von Raisonnement, und Declamationen reden, ohne zu wissen, was alles dieses sey, mögen den Quintilian widerlegen, und sie werden dabey ohnstreitig zeigen, wie weit besser Chroniken des mittlern Zeitalters und die diesen ähnliche Bücher sind, als nach den Mustern und Regeln des weisesten Alterthums geschriebne Geschichten.

oder wirkenden Art rechnen, weil ihr vornehmster Gebrauch in der Handlung liegt, und dies ihre häufigste Beschäftigung ausmacht.

Ob Kunst oder Natur mehr zur Beredsamkeit beytrage?

(Cap. 20.)

Ich weiß, daß man auch darüber nicht einerley Meinung ist, ob die Natur, oder der Unterricht mehr zur Beredsamkeit beytrage. Die Untersuchung dieser Frage gehört zwar eigentlich nicht zu unserm Vorhaben, denn es kann Niemand ein vollkommner Schriftsteller werden, wenn nicht beides, Natur, und Kunst in ihm vereiniget ist. Dennoch glaube ich, daß hier viel darauf ankomme, wie wir die Sache nehmen wollen. Denn will man ein Stück nothwendig von dem andern getrennt wissen, so wird Natur allemal auch ohne Kunst viel vermögen, Kunst aber ohne Natur nichts ausrichten können. Wenn sie aber beide mit gleichem Maasse harmoniren, so wird, wie mich dünkt, bey mittelmäßigen Köpfen, und mittelmäßigen Kunstverständigen doch immer mehr auf Naturgaben ankommen, als auf Kunst; aber grosse und vollendete Schriftsteller werden der Kunst mehr verdanken, als dem Genie: so wie das Erdreich, welches gar keine Fruchtbarkeit hat, auch von dem geschicktesten Landmanne nicht gebessert wird, fettes Land aber auch von Niemanden ge-

bauet doch wenigstens manches nützliches Kraut hervorbringt. Indessen bey einem fruchtbaren Boden wird der Bebauer mehr, als die blosse natürliche Güte desselben, für sich allein, ausrichten. Wenn aus einem groben Mühlsteine ein Praxiteles eine Statue gemacht hätte, so wäre doch der simple Parische Marmor besser; ist aber dieser vom Künstler gebildet, so hat er einen grössern Werth durch die schöpfrische Hand erhalten, als durch sich selbst. Endlich, so ist die Natur nichts anders als die Materialien der Kunst. Diese bildet, und jene läßt sich bilden. Keine Kunst vermag etwas ohne Materialien, aber die Materialien behalten ohne die Kunst ihren Werth. Die höchste Kunst, mit der besten Natur verbunden ist allem diesem vorzuziehen.

Vom Stoffe der Redekunst.

Den Stoff der Rhetorik machen, wie ich, nicht ohne Vorgänger in meiner Meinung, glaube, alle Gegenstände aus die der Bearbeitung durch Worte fähig sind. Denn so sagt Socrates beym Plato zum Gorgias, nicht in Worten, sondern in Sachen liege der Stoff der Beredsamkeit, und im Dialog Phädrus drückt er sich noch deutlicher darüber aus und zeigt, daß es nicht allein vor Gerichte, und in öffentlichen Versammlungen, sondern auch in häuslichen, und Privatangelegenheiten eine Redekunst gibt. Und es ist klar, daß dies die Meinung des Plato selbst,

gewesen

gewesen sey. Auch Cicero sagt an einem gewissen Orte, der Stoff der Redekunst sind Gegenstände, die in ihr Gebiet gehören; aber er bestimmt nur gewisse derselben zukommende. An einem andern Orte aber thut er den Ausspruch, der Redner könne alle mögliche Gegenstände bearbeiten, mit diesen Worten: „Die Fähigkeit des Redners, und selbst der Nahme der Beredsamkeit verspricht so viel, daß der Redner im Stande sey, von einem jeden Gegenstande, der ihm nur aufgegeben wird, mit Reichthum und Zierlichkeit zu handeln.„ Noch anderswo sagt er: Ein Redner muß alles, was in der Welt, und unter den Menschen, unter welchen er lebt, nur je untersucht, gehört, gelesen, bestritten, abgehandelt, und vorgefallen ist, bearbeiten können.*)

Einige haben behauptet, der von mir angegebene Stoff der Redekunst sey erstlich unbegrenzt, und dann auch nicht der Rhetorik eigenthümliche; ja sie haben wohl gar die Redekunst eine Marktschreyer Wissenschaft genannt, weil sie sich mit allem beschäftigte. Aber mit diesen Herren kann ich sehr leicht fertig werden. Denn sie gestehen, die Redekunst handle von jedem Gegenstande; daß sie aber einen ihr eigenthümlichen Stoff habe, leugnen sie, weil er gar zu mannichfaltig sey. Aber, vors erste, ist er deswegen doch nicht ohne Schran-

*) S. de Orat. 3, 14. die vorher angeführten Stellen sind de Orat. 1, 15. und 1, 46.

Schranken, wenn er gleich vielfältig ist; und es giebt ausser ihr auch andre Künste, die gleichfalls verschiednen Stoff haben, z. B. die Architectonic. Diese begreift alles dasjenige unter sich, was zu einem Gebäude so wohl nothwendig, als zu seiner Verzierung gehöret. Ferner die Bildschnitzerkunst, die in Gold, Silber, Kupfer und Eisen gräbt. Die Bildhauerkunst bearbeitet, ausser den eben angeführten Materialien, so gar auch Holz, Elfenbein, Marmor, Glaß, und Gemmen. Deswegen darf man auch nicht etwas vom Stoffe der Redekunst ausschliessen, wenn eben dasselbe gleich eine andre Kunst als Materialie braucht. —

Hieraus pflegen nun viele zu schliessen, ein Redner müsse also wohl ein Polyhistor seyn, weil er von allem und jeden soll reden können. Ich könnte hier mit dem Ausspruch des Cicero antworten, bey welchem ich diese Worte finde: Meiner Meinung nach kann Niemand als Redner einen allgemeinen und ausgebreiteten Ruhm erlangen, wenn er sich nicht eine Teinture von allen würdigen Kenntnissen, und schönen Künsten erworben hat. Aber es soll mir genung seyn, daß wenigstens ein Redner in demjenigen nicht unwissend ist, wovon er reden soll. Denn alles kann er doch nicht wissen, ja, er soll auch nicht über alles reden können. Worüber also denn? Nur über dasjenige, was er versteht. Und so soll er auf gleiche Weise diejenigen Künste, worüber er

man-

mannichmahl zu reden hat, kennen lernen, und über diejenigen reden, die er schon versteht.

Wie aber? Sollte nicht ein Mechanikus über die Mechanik, und ein Musicus über die Tonkunst besser, als der Redner, urtheilen können? Ja, wenn dieser keine Kenntniß davon hat, so mag es seyn. — Läßt er sich aber zuvor vom Mechanikus, oder Tonkünstler unterrichten, so kann er auch schöner dasjenige vortragen, was er von beiden gelernt hat. —

Drittes Buch.

Geschichte der Redekunst.

Verschiedene Gattungen der Beredsamkeit.

Vom Ursprunge der Redekunst. *)

(Cap. 2.)

Die Untersuchung über den Ursprung der Redekunst soll uns nicht lange beschäftigen. Denn wem kann es zweifelhaft seyn, daß die ersten Menschen gleich bey ihrer ersten Existenz von der Natur eine Sprache erhalten? Diese ward die erste Grundlage; Der augenscheinliche Nutzen davon gab ihr Cultur, und bereicherte sie, bis endlich Vernunft und Bearbeitung sie gänzlich ausbildeten. Ich begreife daher nicht, wie es einigen hat einfallen können, den Anfang einer regelmäßigern Sprache darinn zu suchen, daß irgend eine Gefahr, worinn man sich gesetzt sah, es nothwendig gemacht, mit mehrerer Genauigkeit zu reden, um sich zu vertheidigen. Wenn gleich dies eine edlere Herleitung ist, so ist sie darum

*) Ich habe es, um eine genauere Ordnung in der Geschichte der Redekunst zu beobachten, für nöthig gehalten, dies 2te Cap. dem ersten vorzusetzen. d. Uebers.

darum doch nicht die erste. Denn vor jeder Vertheidigung muß doch eine Anklage hergehen; man müßte denn mit gleichem Rechte behaupten, daß der Degen eher von jemand geschmiedet sey, der ihn zu seinem Schutze brauchen wollen, als von dem, der ihn zum Schaden eines andern angewandt habe. Die Erfindung der Sprache ist also der Natur zuzuschreiben, und die Grundlage der Kunst, der Bemerkung. Denn so wie in der Medicin die Menschen bald gesunde und schädliche Dinge unterscheiden lernten, und aus der Bemerkung derselben eine Kunst bildeten, so war eben der Fall bey der Redekunst. Man fand gewisse Ausdrücke, und Redensarten der Sprache brauchbar, andere unbrauchbar, und merkte sich jene um sie nachzuahmen, diese um sie zu vermeiden, und fügte noch verschiedene nach ihrer bemerkten Wirkung selbst hinzu. Eine längere Anwendung bestätigte die Richtigkeit der angestellten Wahl, und darauf lehrte ein jeder was er wußte. Cicero schreibt zwar die Erfindung der Beredsamkeit den Erbauern der Städte, und den ersten Gesetzgebern zu, und diese müssen allerdings eine grosse Stärke in derselben gehabt haben; allein ich sehe den Grund nicht ein, warum er dies für den ersten Anfang derselben hält, da es doch noch einige herumschweifende Völker giebt, die weder Städte noch Gesetze haben, einige von ihren Eingebohrnen aber, wenn sie zu Gesandschaften gebraucht werden, mannichmahl Klagen

gen und Vertheidigungen anzustellen wissen, und einsehen, daß einer besser spricht, als der andre.

Schriftsteller der Redekunst unter den Griechen und Römern.

(Cap. 1.)

Nach denjenigen, welche bey den Dichtern vorkommen, soll Empedocles der erste gewesen seyn, der etwas über die Rhetorik zu schreiben unternommen hat. Die ältesten Lehrbücher aber haben den Corax und Tisias, zween Sicilianer zu Verfassern. Ihnen folgte Gorgias von Leontium, ein Schüler (wie man sagt,) von Empedocles. Weil er ein sehr hohes Alter erreichte, (denn er lebte hundert und neun Jahr,) so war er mit vielen seiner Zeitgenossen zugleich berühmt, ein Nacheiferer der schon angeführten Männer und überlebte noch den Socrates. *) Mit ihm lebte zu gleicher Zeit Thrasymachus von Chalcedon **) Prodicus von Chius, und Protagoras

*) S. von diesem berühmten Rhetoriker und Redner den *Diodor. Sicul.* XII. 52. ed. *Wesseling.* p. 513. ingl. *Cicer.* in Bruto. C. 8. et 12. de Orat. l. 22. III. 16. de Invent. l. 5. Orat. C. 49 - §. 165. *Philostrat.* de Vit. *Sophist.* l. 9. p. 492. sequ. ed. *Olearii.*

**) S. *Cic.* Brut. C. VII. *Philostrat.* I. l. c. 14. Plato gedenkt seiner im Gorgias, Phädrus, und anderswo, sehr oft.

goras von Abdera, von welchem Evathlus für zehntausend Denarien *) die Redekunst gelernt haben soll, worüber er auch ein Lehrbuch geschrieben. Noch gehören in dies Zeitalter Hippias, und Alcidamas der Eleater, den Plato Palamedes nennet. **) Unter allen aber soll Antiphon der erste gewesen seyn, der eine Rede geschrieben, und zugleich eine Theorie ausgearbeitet hat, und in dem Rufe gewesen, daß er für sich sehr geschickt geredet habe. Vom Polycrates haben wir oben schon angeführt, daß er gegen den Socrates eine Rede geschrieben habe. Theodorus von Byzantium ist einer von denen, welche

*) Das macht nach heutiger Münze ohngefehr zwölfhundert Thaler. d. Uebers.

**) Die Stelle des Plato ist im Phädrus S. 351., wo Socrates zugleich den Gorgias mit dem Nestor, und den Thrasymachus mit dem Ulyß vergleicht. Ueberhaupt können die Platonischen Gespräche, welche die Beredsamkeit zum Gegenstande haben, zu Commentarien dieser Stellen des Quintilians dienen. Besonders kan man wegen der folgenden angeführten Personen, und ihrer Redekunst, die oben angezeigte Stelle im Phädrus nachlesen, und den Orator des Cicero, cap. 12. an welchen beyden Orten man das Wort λογοδαιδαλος findet, welches aber eigentlich die Kunst der Ausbildung der Rede, und ihre Politur anzeigen soll.

Bayerische Staatsbibliothek München

che Plato; Meister in der Redekunst (λογοδαιδάλους) nennt. Von diesen sollen Protagoras, Gorgias, Prodicus, und Thrasymach die ersten gewesen seyn, welche Gemeinplätze *) gemacht haben. Cicero sagt in seinem Brutus, **) daß vor dem Pericles gar nichts geschrieben sey, was rednerischen Schmuck habe, und daß bey diesem nur etwas dergleichen gefunden werde. Nun finde ich auch nichts in seinen Schriften, wodurch er den so grossen Ruhm in der Beredsamkeit verdient habe, und wundere mich daher gar nicht, wenn einige behaupten, Pericles habe gar nichts geschrieben, und, was man unter seinem Nahmen herumträgt, sey von andern verfertiget.

Es folgten auf diese Männer mehrere, unter denen aber Isocrates der ruhmwürdigste ist. Er war ein Schüler des Gorgias, wenn gleich über seinen Lehrer die Schriftsteller nicht eins sind. ***) Ich glaube dem, was Aristoteles sagt. Jezt

*) Ich habe geglaubt, daß dies Wort genug naturalisirt sey, um Locos communes auszudrücken. d. Uebers.

**) Cap. VII. „Vor dem Pericles findet man keinen Schmuck, der des Redners würdig wäre.„

***) Man kan über diesen grossen Rhetoriker, dessen genauere Bekanntschaft den Grund von der Kenntniß der

Bayerische Staatsbibliothek München

Jetzt fing man an, verschiedene Wege in der Kunst einzuschlagen. Denn **Isocrates** hatte Schüler, welche in jeder Gattung der Litteratur vortrefliche Lehrer wurden, und als jener schon ein hohes Alter erreicht hatte, fing **Aristoteles** an, seine Redekunst vorzutragen, wobey er sich, wie man erzählt, jenes bekannten Verses aus dem **Philoctet** *) häufig bediente:

Schändlich ists schweigen zu wollen, und
einen Isocrates reden zu lassen.

Von beiden Männern haben wir eine Theorie; doch hat **Aristoteles** die seinige in mehr als einem Buche bearbeitet. Um eben diese Zeit lebte auch **Theodectes**, von dessen Werke oben geredet ist. Auch **Theophrast**, ein Schüler des

der griechischen Beredsamkeit ausmacht, wenn man will, meine zu Halle herausgebene zwey Disputationes, de vita et genere scribendi *Isocrates* nachsehen.

*) Nicht der Tragödie des Sophocles, die diesen Nahmen führt, denn in derselben ist dieser Vers nicht befindlich, sondern in einer andern Tragödie dieses Nahmens, dergleichen man mehrere hatte. Der Kürze wegen verweise ich auf die Note **Gesners** in seiner Ausgabe des **Quintilians**, bey dieser Stelle. S. 118. und auf meine vorher angeführte Disputation.

Aristoteles schrieb über die Rhetorik mit vieler Genauigkeit, und von der Zeit an bewiesen sich die Philosophen, besonders die Stoiker und Peripatetiker sorgsamer, als die Rhetoren selbst. Einen ganz neuen und besondern Weg verfolgte Hermagoras, und die meisten giengen ihm nach. Athenäus scheint ihm gleich, und sein Nacheiferer gewesen zu seyn. Nach ihm erwarben sich viele Verdienste um diese Kunst Molon, Areus, Cäcilius, und Dionys von Halicarnaß.

Vorzüglich aber beschäftigten sich mit dem Unterrichte in der Redekunst Apollodor von Pergamus, der Lehrer des Käysers August zu Apollonien, und Theodor von Rhodus, welchen Tiberius, als er auf diese Insel entweichen muste, gehört haben soll. Beide trugen verschiedene Meinungen vor, und daher wurden ihre Nachfolger Apollodoreer und Theodoreer genannt, eben so wie man in der Philosophie gewissen Secten folgte. Des Apollodors Grundsätze lernt man am besten aus seinen Schülern kennen, von welchen C. Valgius sie am richtigsten in lateinischer Sprache, und Atticus in griechischer bearbeitet hat.

Der erste Römer, der in diesem Fache etwas versucht hat, ist, so viel ich weis, M. Cato Censorinus. Nach ihm zog Antonius, die ersten Grundlinien der Kunst, denn dieses, sein

sein einziges Werk, ist unvollkommen. Die weniger merkwürdigen, die auf ihn folgten, werde ich, wo es nöthig seyn wird, nicht vergessen anzuführen. Ein vorzügliches Licht aber gab, so wie der Beredsamkeit selbst, also auch ihren Vorschriften, jenes einzige Muster im Reden, und in der Lehrart dieser Kunst, Marcus Tullius. Nach ihm würde es die Bescheidenheit erfordern zu schweigen, wenn er nicht selbst sagte, daß seine Rhetorischen Schriften ihm noch in seiner Jugend entlaufen wären, und wenn er nicht die minder wichtigen Regeln, welche die meisten bey ihm vermissen, wissentlich überschlagen hätte. Nicht wenig schrieb von eben der Materie Cornificius, etwas auch Stertinius, und der ältere Gallio; mit grösserm Fleisse, aber noch eher als Gallio, Celsus und Lenas, und zu unsern Zeiten Virgin, Plinius, Rutil. Wir haben noch itzt ruhmwürdige Schriftsteller in dieser Art, welche, wenn sie alles mit gleicher Genauigkeit aus einander gesetzt hätten, meiner Arbeit mich würden überhoben haben. Aber ich schone der Nahmen meiner Zeitgenossen. Die Zeit wird ihren Werth bestimmen. Ihr Verdienst wird bis auf die Nachkommen dauren und der Neid nicht bis dahin kommen.

Nach so vielen und so grossen Schriftstellern soll es mich doch nicht gereuen, meine eigne Meinung und Grundsätze nieder geschrieben zu haben.

Denn ich habe keiner besondern Secte geschworen; bin durch kein Ansehn eines grossen Mannes verblendet. Einem jeden werde ich eine freye Wahl überlassen, anzunehmen, was er will; so wie ich denn immer anderer Meinungen zugleich mit hersetzen werde. Sollte mich mannichmal mein Genie im Stiche lassen, so bin ich zufrieden, wenn ich das Zeugniß der Genauigkeit verdienet haben werde.

Die ganze Kunst wohl zu reden besteht aus fünf Theilen: der Erfindung, dem Plane, dem Ausdrucke, dem Gedächtnisse, und der körperlichen Beredsamkeit, oder der Pronuntiation.

Von drey verschiednen Gattungen der Rede.

(Cap. 4.)

Man ist nicht eins, ob es drey, oder ob es mehrere Arten von Reden giebt. Ohnfehlbar haben beynahe alle, auch die angesehensten und besten Schriftsteller des Alterthums die erstere Eintheilung in drey Gattungen angenommen, und sind darinn dem Aristoteles gefolgt, welcher nur darinn abgehet, daß er die Berathschlagungsrede mit einem andern Nahmen benennet. (concionalis) Am sichersten folgen wir den mei-

meisten Schriftstellern, und eben das scheint auch die gesunde Vernunft zu bestätigen. Es giebt demnach eine, und das ist die erste Gattung, welche sich mit dem Lobe oder Tadel beschäftiget, von ihrem bessern Inhalte, aber Lobrede, genannt wird. Man nennt sie sonst auch die demonstrative Gattung. Die andere ist die Berathschlagungsrede, die dritte, die gerichtliche. Alle übrigen Unterabtheilungen der Reden lassen sich unter diese drey allgemeinere bringen, und man wird nicht eine einzige ausfindig machen können, in welcher nicht entweder Lob oder Tadel, Rathen oder Abrathen, ein Bemühen etwas zu erhalten, oder abzuwenden, statt finden sollte.

Ich trete aber denen gar nicht bey, welche den Zweck der Lobrede in die Untersuchung des ehrenvollen, der Berathschlagungsrede in die Untersuchung des nützlichen, und der gerichtlichen in die Untersuchung des gerechten setzen wollen. Eine solche Abtheilung ist mehr schnell erfunden und witzig, als richtig. Denn auf einige Weise hängt hier alles von wechselseitigen Einflüssen der einen Art von Reden in die andere ab. Auch beym Lobe wird oft Gerechtigkeit und Nutzen zugleich mit abgehandelt, so wie bey Berathschlagungen das, was Ehre bringt; ja, selten wird man eine gerichtliche Rede antreffen, von welcher sich nicht ein Theil zugleich mit einem von obigen Stücken beschäftigen sollte.

Lob- oder demonstrative Rede.

(Cap. 7.)

Ich fange von derjenigen Gattung von Reden an, welche entweder die Vergrösserung oder Verkleinerung des Lobes zum Gegenstande haben. Aristoteles und Theophrast, der ihm gefolgt ist, scheinen dieselben von den Staatsreden (oder pragmatischen) abgesondert, und ganz allein auf die Zuhörer eingeschränkt zu haben. Alsdenn wären sie nichts anders als öffentliche für den Preis des Ruhms gehaltene Reden, dergleichen in Griechenland so Mode waren.*) Aber die Römische Gewohnheit machte auch dieses Geschäft zu einem Theile der Staatshandlungen. Denn öffentliche Leichenreden hingen bey ihnen sehr häufig von einem Befehle des Staats ab, und wurden obrigkeitlichen Personen oft durch einen Rathsschluß aufgetragen. Einen Zeugen zu rühmen oder

*) Quintilian zielt hier auf die öffentlichen Reden in den Odeen, und andern öffentlichen Oertern der Griechen, welche entweder an grossen Festen, oder auch sonst, blos den Beyfall und Bewunderung der Zuhörer zu erlangen, gehalten wurden, und ἐπιδείξεις, lateinisch ostentationes heissen, dergleichen des Isocrates Panegyricus ist. Man hat dieses in der Uebersetzung auszudrücken gesucht, und daher die Kürze des Autors umschrieben.

oder zu verwerfen gehörte in das Fach der Gerichte, und selbst den Verklagten war es erlaubt, Lobredner zu haben. Die Klagschriften, welche gegen den L. Piso, Clodius und Curio, die sich um Aemter im Senate beworben hatten, abgefaßt wurden, enthielten nichts, als Tadel dieser Leute, und doch wurden sie im Senate als Urtheile angesehen. Ich leugne aber gar nicht, daß viele Reden von dieser Art bloß um Ehre und Beyfall zu erwerben gemacht sind, zum Exempel, die Lobeserhebungen der Gottheiten, und grosser Männer der vorigen Zeiten.

So wie aber das Lob, welches in Geschäften des Staats gebraucht wird, einen Beweis erfordert; eben so hat dasjenige, welches nur zum rednerischen Prunke dienet, doch auch das Ansehn eines Beweises. Wollte, zum Beyspiele, jemand den Romulus als einen Sohn des Mars, und der von einer Wölfin erzogen, preisen, so könnte er sich zum Beweise seines göttlichen Ursprungs folgender Umstände bedienen: daß Romulus in einem Strom geworfen doch nicht ertrunken sey; daß er so grosse Thaten und alles auf eine solche Art verrichtet, daß man ihn für einen Sohn des Gottes und Regierers der Kriege halten könne; daß endlich seine Zeitgenossen nicht gezweifelt, er sey nach seinem Tode wieder in den Himmel aufgenommen. Manches wird auch den Schein einer Vertheidigung haben, z. B. wenn ein Redner

ner im Lobe des Hercules es entschuldigte, daß er seine Kleidung mit der Königin von Lydien ihrer vertauschet, und daß er sich habe zur weiblichen Arbeit an der Spindel erniedrigt. Die vornehmste Eigenschaft einer Lobeserhebung ist, daß man zu vergrössern, und auszuschmücken versteht.

Beym Lobe der Gottheiten wurde vorzüglich zuerst die Majestät ihrer Natur selbst bewundert; alsdenn insbesondere einer jeden eigenthümliche Macht, und die Erfindungen derselben, die den Menschen etwas heilsames zuwege gebracht haben. Ihre Macht zeigte man, z. B. beym Jupiter, in der Regierung der Menschen, beym Mars, in der Aufsicht über den Krieg, beym Neptun, in der Beherrschung des Meers. Ihre Erfindungen aber nützte man z. B. der Künste beym Lobe der Minerva, der Wissenschaften beym Lobe des Mercurs, der Arzneykunde beym Lobe des Apoll, des Korn- und Weinbaues beym Lobe der Ceres und des Bacchus. Ferner brachte man bey jeder Gottheit, diejenigen grossen Thaten an, welche das Alterthum ihnen zuschreibt. Auch der Nahme der Eltern mehrte den Preis eines Gottes, z. B. derjenigen, die vom Jupiter gebohren waren. Ein graues Alterthum trug gleichfalls dazu bey, wie z. B. bey denjenigen, die aus dem Chaos gebohren: ferner der Ruhm ihrer Kinder, z. B. daß Apoll und Diana Kinder der Latona waren. Bey einigen mußte man loben,

daß

daß sie unsterblich gebohren wären, bey andern, daß sie die Unsterblichkeit durch grosse Eigenschaften erhalten hätten. *)

Weit mannichfaltiger ist das Lob der Menschen. Es kommt hier nemlich zuerst in Ansehung der Zeit zweyerley zu bemerken vor, nemlich die Zeit vor ihnen, und diejenige, welche sie selbst gelebt haben; ja bey denjenigen, die gestorben sind, muß man auch auf die gefolgte Zeit Rücksicht haben. Ehe man auf das Lob des Mannes selbst kömmt, müssen sein Vaterland, und Eltern, und Vorfahren erwähnt werden; und dieses läßt sich auf eine doppelte Art thun. Denn hier wird man entweder rühmen müssen, daß er dem Adel seines Geschlechts entsprochen, oder daß er seine niedrige Herkunft durch schöne Thaten glänzend gemacht habe. Zuweilen kann man auch aus der vorhergehenden Zeit einige Umstände anführen, welche nemlich die künftige Grösse durch Vorhersagungen, oder Zeichen haben hoffen lassen.

So

*) Alles dieses läßt sich, mit nur mäßigem Genie, noch izt bey verschiednen Gelegenheiten, bey Helden, Fürsten, und grossen Männern, theilweise nachahmen, und dadurch wird jene eckelhafte Schreibart vermieden werden, die so manche Lobsprüche unlesbar macht.

So sollen die Orakel geweissaget haben, daß der Sohn der Thetis (Achill) grösser seyn werde, als sein Vater.

Der Stoff aber zum Lobe eines Mannes muß von seinem Geiste, Cörper, und äusserlichen Umständen hergenommen werden. Die Vorzüge des Cörpers und der zufälligen Glücksumstände erfordern eine minder ausgebreitete Erwehnung, und können nicht bey jedem auf einerley Art abgehandelt werden. Indessen pflegt man doch Schönheit und Stärke des Cörpers zuweilen mit unter die ruhmwürdigen Eigenschaften zu zählen, wie Homer beym Agamemnon, und Achill. Inzwischen trägt auch zuweilen zur Bewunderung die Schwäche des Cörpers vieles bey, so wie eben der Dichter vom Tydeus singt, *) daß er zwar klein, doch ein tapferer Krieger gewesen sey. Das Glück erwirbt Königen und Fürsten hohes Ansehen der Ehre, aber je geringer die Geschenke desselben waren, desto grösser der Ruhm durch Wohlthun erworben. Alles gute aber, was ausser uns ist, und was den Menschen durch ein zufälliges Loos des Geschicks wie-

*) Von Agamemnons Schönheit S. Homers Iliade, B. 2. v. 477. vom Achill, Ebendaselbst, v. 180. von der kleinen Statur des tapfern Tydeus, Iliade, B. 5. v. 801.

wiederfährt, wird in einer Lobrede nicht deswegen angeführt, daß es unser Held gehabt, sondern das wird ihm zum Verdienst angerechnet, daß er es auf eine ruhmwürdige Art angewandt hat. Denn da Reichthümer und Macht, und Ansehn in der menschlichen Gesellschaft von grossen Folgen seyn können, so sind sie von beyden Seiten die sicherste Probe des Characters: durch sie zeigen wir uns entweder vor einer guten, oder von einer schlimmen Seite. Das Herz behält immer das wahrste Lob.

Aber verschieden sind die Arten diesen Theil einer Ehrenrede zu bearbeiten. Denn mannichmahl kann es zur grössern Zierde derselben dienen, wenn man die Erzählung nach den Stuffen des Alters, und nach der Zeitfolge der Thaten ordnet, und zum Beyspiel die frühe gute Art des Helden in seinen ersten Jahren, dann seine Erziehung beschreibt, und darauf erst den vollen Zusammenhang seines Lebens, seiner schönen Thaten, und Reden entwickelt. Mannichmahl aber kann man das Lob seiner Tugenden in gewisse Arten abtheilen, seinen Heldenmuth, seine Rechtschaffenheit, Enthaltsamkeit, und übrigen Eigenschaften, jede einzeln, abhandeln, und jeder von ihnen diejenigen Handlungen unterordnen, die derselben gemäß ausgeführt sind. Welcher Weg von diesen beiden vorzuziehen sey, darüber müssen wir uns mit unserm Gegenstande selbst besprechen.

Dabey

Dabey müssen wir untersuchen, ob es unsern Zuhörern angenehmer seyn kann, zu wissen, was unser Held entweder **allein**, oder als **der erste** in seiner Art, oder doch mit **wenigen andern gemeinschaftlich** grosses verrichtet; ferner diejenigen seine Thaten selbst, welche er wider alles Hoffen und alle Erwartung, besonders mehr um ander, als um seiner selbst willen, ausgeübt habe.

Selten wird es der Stoff einer Lobrede mit sich bringen, daß man auch von der Zeit, nach dem Tode des gelobten redet; nicht nur darum, weil wir oft auch lebende Personen loben, sondern auch, weil die Gelegenheit dazu selten ist, daß man die nach dem Tode jemanden zuerkannte Ehrenbezeugungen, oder aufgerichtete Statuen anführen kann. Ich rechne hieher auch die Denkmäler, welche Genies sich selbst errichten, ihre Schriften nemlich, die den Beyfall der nach ihnen kommenden Zeiten erhielten. Denn einige, zum Beyspiel ein **Menander**, erlangen erst durch das Urtheil der Nachwelt ihren verdienten Ruhm, den unerkenntliche Zeitgenossen ihnen versagten. Wohlgerathne Kinder erhöhen das Lob ihrer Eltern, Städte preisen ihre Erbauer, Gesetze ihre Geber, Künste ihre Erfinder und Beförderer, und jede gute Anstalt (**Universitäten und Schulen**) ihre Urheber. So erhielten die Römer das Andenken ihres **Numa**, der ihnen Religion,

und des Publicola, der dem Volke die Herrschaft gab.*)

Ganz eben dieselbe Ordnung, wiewohl auf eine ganz entgegengesetzte Art, findet bey einer Tadelrede statt. Denn hier hat vielen eine geringe Herkunft zur Schande gereicht, und andere hat der Ruhm eines vornehmern Geschlechts durch ihre Laster noch berüchtigter, noch mehr verhaßter gemacht; ja einige auch, wie z. B. vom Paris erzählt worden, ein vorher verkündigtes Unglück, Häßlichkeit des Cörpers und der Gesichtsbildung hat einigen Verachtung, z. B. dem Thersit, aber im Gegentheil eine schöne Gestalt durch Laster verdorben, andern Haß zuwege gebracht. So lernen wir von den Dichtern, daß ein Nireus unkriegrisch und ein Plisthenes schamlos gewesen sey. So viel gute Eigenschaften sich in einer Lobrede, eben so viel böse lassen sich anführen, und auch diese können auf eine doppelte Art behandelt werden. Auch nach dem Tode mehrte sich bey einigen der im Leben verdiente Schimpf, z. B. bey einem Melius, dessen Haus dem Erdboden gleich gemacht, und bey einem Markus Manlius, dessen Vornahme aus seiner ganzen künftigen Geschlechtsfolge verbannet wurde. **)

Auch

*) S. *Liv.* Libr. II. c. 7.

**) S. *Liv.* L. IV. n. 16. vom Melius, und vom Manlius, Libr. VI. n. 20.

Auch die Eltern der Boshaften hasset man. Und den Erbauern der Städte gereicht es zur äussersten Schande, ein Volk vergesellschaftet zu haben, das den übrigen verderblich ist. Auch bey noch lebenden vertreten die Urtheile anderer die Stelle der Beweise eines guten oder bösen Characters, und Ehre oder Unehre billiget alsdann unser Lob oder unsern Tadel als richtig.

Aristoteles meint, es komme auch darauf viel an, wo irgend jemand gelobt, wo er getadelt werde. Denn hier frägt sichs vornehmlich, was für eine Denkungsart haben die Zuhörer, und welches ist die allgemeine Ueberzeugung aller vom Guten und Bösen? Dies muß man wissen, damit sie nachher, demjenigen was man in einer Lobrede gutes von einer Person sagt, Glauben beymessen, und es auch für gut halten, oder im Gegentheil dasjenige verabscheuen, was man in einer Tadelrede gegen jemanden anbringt. Auf die Art wird die Vorsicht, die man anwendet, ehe man die Rede selbst hält, nicht ohne Erfolg seyn. Der Zuhörer Lob aber muß man häufig mit einflechten. Denn das macht sie dem Redner geneigt. So oft es geschehen kann, muß man es mit dem Vortheile seines Stoffes zu verknüpfen wissen. So war die Ehre, in welcher die Wissenschaften zu Lacedämon standen, geringer, als zu Athen, aber mehr wur-

den dort Ertragung grosser Beschwerlichkeiten, und Heldenmuth geachtet. Bey einigen Völkern ist es Ruhm, vom Geraubten zu leben, bey andern nur allein, Gesetze zu halten. Häußlichkeit würde bey Sybariten hassens würdig seyn; den alten Römern war Schwelgerey das höchste Verbrechen. Eben der Unterschied findet sich auch bey einzelnen Personen. Der Zuhörer ist dem immer am meisten gewogen, der mit ihm eine völlig gleiche Art zu denken verräth.

Eben derselbe Kunstrichter giebt auch diese Regel, welche nach ihm Cornelius Celsus über die Massen ausdehnete, daß man nemlich, weil doch gewisse Tugenden und Laster in einer nahen Verwandschaft mit einander stehen, sich der nächst angrenzenden Bedeutung der Ausdrücke, welche jene bezeichnen, bedienen solle, so daß man den Tollkühnen tapfer, den Verschwender freygebig, den Kargen sparsam nenne, und so wiederum im gegenseitigen Falle. Der Redner, der ein ehrlicher Mann ist, wird das nie thun, es müßte denn seyn, daß ihn das allgemeine Beste dazu verleitete.

Es werden aber auch Städte auf eine gleiche Art, wie Personen, gelobt. An statt des Vaters steht der Erbauer, und ein grosses Gewicht des Ansehns ertheilet ihnen ihr Alter wie bey denen Menschen, welche ehemals aus der Erde entstandene hiessen. Eben das thut die Erzählung

von den Tugenden und Lastern im allgemeinen sowohl, als in einzelnen Bürgern. Das eigenthümliche Lob der Städte ist ihre gute Lage und Bevestigung. Auch ihre Gebäude gehören hieher, wobey man auf die Ehre, den Nutzen, die Schönheit, und den Urheber derselben zu sehen pflegt; auf die Ehre zum Beyspiel der Tempel; den Nutzen z. B. der Vestungswerke; die Schönheit derselben, und den Erbauer findet sich aller Orten Gelegenheit zu loben. Es giebt auch Lobeserhebungen ganzer Landschaften, wie jene von Sicilien beym Cicero, bey welchen der Redner besonders zwey Stücke vor Augen haben muß, ihre schöne Lage und ihren Nutzen, ihre schöne Lage z. B. wenn sie am Meere liegen, eben und angenehm; ihren Nutzen, wenn sie gesund, und fruchtbar sind. Auch edle und schöne Denksprüche, und vortrefliche Thaten kann man in einer Lobrede abhandeln, und überhaupt Dinge aller Art. Hat man doch so gar Lobsprüche auf den Schlaf und den Tod, und von Aerzten auf gewisse Speisen.

Von der Berathschlagungsrede.

(Cap. 8.)

Ich wundre mich, daß auch diese Gattung von Reden von einigen bloß auf den Nutzen eingeschränkt worden. Wollte ich ja ihren Zweck nur einseitig betrachten, so würde mir die Meinung

nung des Cicero, der denselben allein von der Seite ihrer Würde bestimmt, weit geltender seyn. Ich kann mir auch leicht vorstellen, daß jene, welche der ersten Meinung zugethan sind, sich so erklären werden, daß nach ihrem sehr scheinbaren Vorwande nichts nützlich seyn könne, was nicht zugleich edel und rühmlich sey. Das wäre nun freylich recht sehr gegründet, wenn man nur immer mit weisen und rechtschaffenen Leuten Berathschlagungen hätte. Aber da man sehr häufig mit Unwissenden zu thun hat, besonders mit dem gemeinen Haufen, der mehrentheils aus Ungelehrten besteht; so muß man bey diesen jene beyden Begriffe des nützlichen und edeln wohl unterscheiden, und nach den allgemeinen Begriffen reden. Denn es giebt viele, welche, was sie für edel halten, deshalb nicht auch für vortheilhaft genung ansehen; ja, welche etwas, das unzweifelhaft schändlich ist, betrogen durch den Schein eines daraus entstehenden Vortheils, billigen. Beyspiele davon findet man in der Geschichte des Numantinischen Bündnisses, und der Unterjochung bey Caudium. *)

Eine Berathschlagung besteht aus zwey Geschäften des Redners, nemlich zu einer Sache zu rathen, und von einer Sache abzurathen. Sie bedarf keines Einganges, weil derjenige, den

*) S. *Cicero*, Libr. III. Offic. cap. 30. und *Liv.* Libr. 9. c. 1.

die Sache intereßirt, ohnedem schon aufmerksam genung seyn wird. Der Anfang einer solchen Rede muß aber doch wenigstens die Gestalt eines Eingangs haben, denn abgebrochen und willkürlich muß man nie anheben, weil in jeder abzuhandelnden Materie immer etwas seiner Natur nach das erste ist.

Bey einem Gerichte, oder überhaupt in jeder Versammlung bediene man sich eben derjenigen Art Gunst zu erwerben, die man bey den Richtern überhaupt anzuwenden hat: Bemühet man sich doch so gar bey Lobreden um ein geneigtes Wohlwollen der Zuhörer, ob man gleich darin nicht sowohl irgend einen zu erlangenden Nutzen, sondern nur das Lob eines andern vor Augen hat. Nicht ohne Grund behauptet daher Aristoteles, der Eingang einer Berathschlagungsrede müsse entweder von der Person des Redners selbst, oder des Gegners hergenommen, und von der gerichtlichen Gattung geliehen werden, welches mannichmahl dazu beytragen könne, daß die Sache, wovon gehandelt wird, in einer mehr oder minder wichtigen Gestalt erscheine. In Lobreden aber, ist seine Meinung, sind die Eingänge ganz willkührlich. Dann hier könne man sich weit von seinem Vorhaben abwenden, wie z. B. Isocrates im Lobe der Helena gethan, oder eine der Hauptsache verwandte Materie abhandeln, so wie eben derselbe im Eingange seines Panegyrikus sich beklagt, daß die Grie-

chen

chen die Stärke des Cörpers mehr, als die Stärke des Geistes ehrten, und so wie Gorgias in seiner Olympischen Rede diejenigen preiset, die zuerst dergleichen Zusammenkünfte angeordnet hätten. Diesen beyden folgte Crispus Sallustius in seinem Jugurthinischen und Catilinarischen Kriege, deren Erzählungen er nemlich mit Eingängen anhebt, die gar nicht zu der Geschichte gehören. Allein izt muß ich von der Berathschlagungsrede insbesondere handeln, in welcher, wenn man ja einen Eingang haben will, derselben kürzer, als in andern Reden, seyn, nur ein Stück des Vorhabens berühren, und mehr Einleitung als Eingang seyn muß.

Eine Privat-Berathschlagung bedarf niemals eine Erzählung derjenigen Sache, über welche ein Entschluß soll gefaßt werden, weil jeder dieselbe schon weiß, den sie angeht. Man kann auserdem viele Nebenumstände, die mit zur Berathschlagung gehören erzählen. Bey ganzen Versammlungen aber ist oft eine ordentliche Vorstellung der ganzen Sache unentbehrlich, um die Sache im Zusammenhange vorzutragen; dann aber erfordert sie am allermeisten Erregung der Leidenschaften. Denn bald wird man den Unwillen der Zuhörer reizen, bald lindern müssen, bald müssen ihre Gemüther zur Furcht, zur feurigen Begierde, zum Hasse, zur Versöhnung bewegt werden. Nicht selten muß Mitleiden in ihnen hervorgebracht werden, zum Beyspiel, wenn

man vorschlagen wollte, Belagerten beyzustehen, oder wenn man den Untergang eines verbündeten Staats beklagen wollte. Sehr viel vermag bey solchen Berathschlagungen das Ansehn. Denn wer da will, daß alle seinem Ausspruche von dem, was Nutzen und Ehre bringt, beypflichten sollen, muß sowohl sehr weise und rechtschaffen seyn, als auch für einen solchen gehalten werden. Bey gerichtlichen Reden hält man es für erlaubt, seiner eignen Neigung etwas nachzugeben; Berathschlagungen aber sind, nach allgemeinem Geständnisse, nur nach demjenigen anzustellen, was die Sitten erfordern. Die mehrsten Griechischen Rhetoren urtheilten, daß dieses Geschäft nur vor ganze Versammlungen gehöre, und bloß in der Verwaltung des Staats seinen Nutzen habe. Ja auch Cicero ist mehrentheils eben der Meinung. Er will nemlich, daß denjenigen, welche über Frieden, Krieg, Truppen, Reichthümer, über Abgaben, Rath geben wollen, besonders diese zwey Stücke bekannt seyn sollen: Die Macht ihres Staats, und der National-Character, damit er die Maßregel seiner Meinung aus der Natur der Sachen selbst, und der Beschaffenheit der Zuhörer nehmen könne. Ich glaube aber, daß hiebey eine weitere Mannichfaltigkeit statt findet, weil man sich so sehr viele Arten von Rathgebern, und von Anschlägen denken kann.

Man sehe daher auf folgende drey Erfordernisse: Erstlich, die Sache, welche überlegt werden

werden soll, dann, die Personen, welche berathschlagen, und drittens, denjenigen, der einen Rath giebt. 1.) Bey der Sache, worüber man berathschlaget, kömmt zweyerley zu überlegen vor, ob sie gewiß geschehen könne, oder nicht sicher. Kann sie nicht sicher geschehen, so kömmt es dabey bloß und am meisten auf die Untersuchung darüber an. Dann oft kann es sich zutragen, daß man erst beweiset, die Sache müsse nicht geschehen, wenn sie auch könnte, und dann, sie könne auch nicht wohl geschehen. Soll man dies letztere untersuchen, so entstehen Muthmassungen, z. B. ob eine Landenge durchgraben, ob der Pontinische See ausgetrocknet, ob zu Hostia ein Hafen angelegt werden könne, ob Alexander jenseit des Oceans noch Land finden werde. Aber auch bey solchen Dingen, von welchen es gewiß ist, daß sie sich thun lassen, findet mannichmahl eine Muthmassung statt, z. B. wenn man untersucht, ob die Römer gewiß Carthago besiegen werden, ob Hannibal sich zurückbegeben werde, wenn Scipio mit seiner Armee nach Africa überschiffen würde, ob die Samniter den Bund halten werden, wenn die Römer ihre Waffen niederlegen. Oft kann eine Begebenheit sich zutragen, und es ist zugleich wahrscheinlich, daß sie es werde, aber unter veränderten Umständen des Orts, der Zeit, und Gelegenheit. Wo keine Vermuthung statt findet, muß man auf andere Umstände sehen. Und da untersucht man entweder die Hauptsache selbst, worüber ein Be-

denken erfordert wird, oder die äusseren Gründe derselben. Ueber die Hauptsache berathschlagten z. B. die Patres conscripti, ob sie den Soldaten einen gewissen Sold fest setzen sollten. Dieser Stoff ist ganz einfach. Kommen nun aber Bewegungsgründe hinzu, entweder eine Sache auszuführen, z. B. wenn die Patres conscripti überlegen, ob sie die Fabier den Händen der Gallier, die mit einem Kriege drohen, übergeben sollen, oder eine Sache nicht ausführen, z. B. wenn Cäsar zweifelhaft war, ob er darauf bestehen solle, nach Deutschland zu marschiren, da seine Soldaten hin und wieder schon Testamente machten. Dieses sind doppelte Berathschlagungen. Denn bey dem ersten Falle ist sowohl das zu erwägen, daß die Gallier mit einem Kriege drohen, als auch, daß man die Fabier auch ohne jene Ankündigung des Krieges ausliefern müsse, weil sie als Gesandten, wider das Völkerrecht gehandelt, ein Treffen angefangen, und den König, an welchen sie Aufträge erhalten, ermordet hatten. Bey dem zweyten Falle mußte Cäsar nothwendig jene unruhigen Bewegungen seiner Soldaten überlegen, und dann war noch überdem die Frage, ob er auch ausser diesem Zufalle in Deutschland eindringen sollte. Hiebey muß man aber merken, daß die Hauptsache immer eher, als die Nebenumstände, und Folgen in Erwägung zu ziehen sind.

Einige haben drey Abtheilungen einer Berathschlagung angenommen: über das ehrenvolle, das vortheilhafte, und nothwendige einer Sache. Allein ich schliesse das letzte davon ganz aus. Ueberlegte man, ob es bey überwiegender Gegenmacht nothwendig sey, etwas zu erdulten, so möchte es statt finden. Allein hier ist vom Thun die Rede. Will man das Nothwendigkeit nennen, wozu die Leute aus Furcht grösserer Uebel gezwungen werden, so ist dies doch nur die Untersuchung des vortheilhaften. Zum Beyspiel, Belagerte, die sich nicht mehr halten können, und Mangel an Wasser und Brod haben, berathschlagen sich über die Uebergabe an den Feind; man sagt: es ist nothwendig; aber man setze auch hinzu, ihr müsset im widrigen Falle sterben: so folgt ja, daß die Uebergabe selbst darum nicht nothwendig sey, weil es ihnen frey steht, zu sterben. Die Einwohner von Sagunt, übergaben sich ja nicht, auch nicht die auf ihrem Schiffe eingeschlossenen Opiterginer. *) Daraus sieht man,

*) Opitergium war ein kleines Städtchen in Italien. Als der Krieg zwischen den Cäsar und Pompejus entstand, wurden ein Theil der Einwohner dieses Städtchens in einem Seegefechte von den Feinden umringt, und ehe sie sich den Feinden überliessen, brachten sie sich selbst unter einander um. S. den Flor. Epit. l. CX. Flor. 4. 2. 33. Von den Einwohnern zu Sagunt, S. den Liv. 21. 14.

daß in solchen Fällen dennoch die Untersuchung entweder bloß vom vortheilhaftern, oder zwischen dem, was Nutzen, und dem, was Ehre bringt, getheilt seyn muß. „Aber wendet man ein, wenn „jemand Kinder erzeugen will, so muß er doch „nothwendig eine Frau nehmen.„ Wer zweifelt daran? aber wer Vater werden will, wird auch von selbst wissen, daß er heyrathen müsse. Folglich glaube ich, daß sich kein Fall gedenken lasse, wo eine unumgängliche Nothwendigkeit statt finde, eben so wenig, als man ja über gewiß unmögliche Dinge berathschlagen wird. Denn jede Berathschlagung setzet zweifelhafte Fragen voraus. Besser haben daher andere zum dritten Theile die Möglichkeit einer Sache angesetzt.

Daß nun diese drey Stücke nicht alle auf jede Berathschlagung passen, ist einleuchtender, als daß es brauchte bewiesen zu werden. Doch wird ihre Anzahl bey den meisten vermehret, welche dasjenige für Abtheilungen halten, was nur Unterabtheilungen sind. Denn so kann man dasjenige, was gerecht, gottesfürchtig, billig, menschenfreundlich ist, und noch mehreres von dieser Art dem Ehre bringenden unterordnen. Ob aber etwas leicht, groß, ergötzend, ohne Gefahr sey, gehört zur Untersuchung des Nutzens. Solche Unterabtheilungen entstehen aus dem Gegensatze, z. B. Es ist etwas vortheilhaft; aber schwer, unbedeutend, unangenehm, gefährlich.

Doch

Doch scheint in einigen Fällen eine Berathschlagung nur das Vergnügen zu betreffen, z. B. wenn man von der Errichtung eines Schauplatzes, oder von anzuordnenden Spielen redete. Allein ich halte Niemanden für so sehr dem Luxus ergeben, daß er nicht sollte ausser der Ergötzung noch auf andere Vortheile sehen, wenn er seinen Rath in dieser Sache gäbe. Denn immer muß noch etwas anders zum Bewegungsgrunde vorher angeführet werden, wie (bey den Alten) für die Anordnung öffentlicher Lustbarkeiten, daß die Verehrung der Götter, dadurch befördert würde, für die Erbauung eines Theaters, daß es eine nicht unnütze Erhohlung von Arbeiten sey, und daß ohne dasselbe gefährliche Bewegungen des gemeinen Haufens entstehen könnten.

Oft kann man auch den Nutzen vorbeygehen, und bloß auf das rühmliche sehen, wenn wir z. B. jenen Opiterginern den Rath geben, sich nicht dem Feinde zu ergeben, ob sie gleich sterben müßten, wenn sie es nicht thun würden. Auch ziehet man zuweilen das vortheilbringende dem rühmlichen vor, z. B. wenn man im Punischen Kriege den Rath gab, auch die Sclaven zu bewafnen. Aber man braucht auch hier nicht einzugestehen, daß es etwas schimpfliches gewesen sey. Man konnte behaupten, wir würden alle frey gebohren, wären alle aus gleichem Grundstoffe erbauet, und könnten als Sclaven wohl auch von alten Edeln abstammen; wo eine offen-

bare Gefahr sey, müsse man dem Feinde solche Leute entgegen setzen, damit sie, wenn sie sich ergeben würden, desto grausamer stürben, desgleichen wenn der Feind seinen Bund nicht hielte, oder wo ein Cäsar gesiegt hätte. Man stelle nicht nur das nützliche mit dem unnützen, neben einander, sondern wäge das nützliche gegen sich selbst ab, und zeige, wenn man von zweyen eins vorzuschlagen hat, welches bey dem einen mehr, bey dem andern weniger vorzüglich sey. Zuweilen können Berathschlagungen auch dreyfach seyn. z. B. wenn ein Pompejus überlegt, ob er zu den Parthern, oder nach Africa, oder nach Aegypten ziehen soll. Hier wird untersucht, nicht sowohl, welches das bessere, sondern, welches das allerbeste sey. Und eben so auch im gegenseitigen Falle.

Nie wird bey dieser Art des Stoffs ein Fall vorkommen, der nicht von irgend einer Seite bezweifelt werden könne. Denn wo kein Widerspruch statt findet, wie kann da Grund zu zweifeln seyn? Demnach ist eine Berathschlagung nichts anders, als eine Vergleichung. Man sehe auf dasjenige, was man zu erhalten wünscht, und durch welche Mittel: damit man angeben könne, ob von dem, was man zu erhalten sucht, mehr Vortheil, als von dem, wodurch man es sucht, Nachtheil zu gewarten sey. Es kann eine Sache vortheilhaft seyn, nur nicht izt, nur nicht an diesem Orte, nicht dieser Person, und gegen diese Leute, nicht auf diese Art, nicht in diesem Maasse.

2. Was die Personen bey einer Berathschlagung betrift, so erfordert es der Wohlstand auf sie öfters Rücksicht zu nehmen. Wir müssen hier aber sowohl auf denjenigen sehen, der einen Rath giebt, als auf die, welchen er gegeben wird. Ob man gleich bey solchen Fällen Exempel von grossem Gewichte sind, weil man durch sie am leichtesten zur Ueberzeugung bewogen wird; so kömmt doch viel darauf an, wer diejenigen sind, welcher Ansehn man zum Muster vorschlägt, und die, welchen man es vorschlägt. Die Denkungsart der Berathschlagenden ist verschieden. Es können mehrere oder einzelne Personen seyn. Bey beyden ist wieder der Unterschied, bey mehrern, ob es ein Senat, oder ein Volk ist; ob es Römer, oder Fidenater, Griechen, oder Barbaren; bey einzelnen, ob man einem Cato, oder C. Marius räth, Ehrenstellen zu suchen. Ueber die Kunst, Krieg zu führen, möchte eher ein Scipio als ein Fabius Rath bedürfen. Ferner muß man auf ihr Geschlecht, Würde, und Alter sehen. Die größte Verschiedenheit aber macht der Character.

Edel denkenden ist es leicht einen Rath zu geben, der das rühmliche zum Endzweck hat. Sucht man aber bösen Herzen Rechtschaffenheit einzuprägen, so hüte man sich, ihnen Vorwürfe eines schändlichen Lebens zu machen. Man bemühe sich die Seele durch gute Vorschläge zu rühren, nicht aber dadurch, daß man die Natur des Edelmuths vorstellt, worauf dergleichen Leute gar nicht

sehen.

sehen. Durch Lob, durch Ehre beym grossen Hausen, wird man etwas ausrichten, schlägt aber auch dieses eitle Mittel fehl, durch zu erwartende Vortheile, und dadurch, daß man die schädlichen Folgen eines verkehrten Unternehmens entgegen setzt. Denn ausserdem, daß jedes leichtsinnige Gemüth hiedurch am meisten abgeschreckt wird, weiß ich nicht, ob es nicht in der Natur gegründet sey, daß bey den mehresten die Furcht übler Folgen ein grösseres Gewicht hat, als die Hoffnung guter, so wie die Vorstellung von jenen leichter erhalten wird, als von diesen. Bisweilen räth man auch wohl gutgesinnten etwas unanständiges, und bösgesinnten giebt man Anschläge, bey welchen man nur allein auf ihren Vortheil sieht. Ich weiß wohl, was für ein Verdacht hier in dem Leser aufsteigen könne: Schöne Vorschrift, die Sie uns geben, und das halten Sie für erlaubt? — Ich könnte mich hier mit dem Ansehn des Cicero schützen, der nach verschiedenen erzählten Vorschlägen, womit dem Cäsar rühmlich gerathen werden könnte, also an den Brutus schreibt: Bleibe ich ein ehrlicher Mann, wenn ich ihm diesen Rath gebe? Ganz und gar nicht. Denn der Zweck eines Rathgebers muß der Nutzen desjenigen seyn, dem er Rath giebt. „Allein, es ist doch das beste.„ Wer leugnet das? wenn nur immer das beste in einem Rathe statt fände. Weil aber diese Untersuchung etwas schwer ist, und eigentlich nicht

zu

zu den Berathschlagungsreden gehört, so habe ich mir es vorbehalten, in meinem zwölften und letzten Buche sie zu entwickeln. Indessen will ich damit nicht zu schändlichen Unternehmungen Anlaß geben; man rechne diese Gattung nur zu den Vorübungen in den Schulen. Denn auch mit dem unrechtmäßigen muß man Bekanntschaft haben, um desto besser das rechtmäßige zu erwählen. Will indessen jemand dem rechtschaffenen Manne etwas unrühmliches rathen, so erinnere er sich, daß ers nicht deswegen thue, weil es unrühmlich ist, so wie einige Charlatane in der Redekunst den Sextus Pompejus die Seeräuberey eben darum empfohlen, weil sie etwas schändliches und grausames ist. Man gebe vielmehr dem häßlichen eine Farbe des schönen, und das selbst um böser Leute willen. Denn so böse ist Niemand, daß er wünschte böse zu scheinen. Ein Catilina redet beym Sallustius so, daß er die boshafteste That nicht aus Bosheit, sondern aus gerechtem Unwillen zu unternehmen scheint, und Atreus sagt beym Varius:

> Izt bin ich gezwungen, das schrecklichste zu leiden, izt, das schrecklichste zu thun.

Wie viel mehr muß man denen, welche für ihren guten Nahmen besorgt sind, nach Gefallen reden, um ihrer Lieblingsneigung zu schmeicheln?

Sollen

Sollen wir daher einem Cicero den Rath geben, den Antonius um sein Leben zu flehen, oder seine Philippischen Reden zu verbrennen, (in welchem Falle ihm jener sein Leben schenken will,) so müssen wir in ihm nicht die Liebe zum Leben rege zu machen suchen, (denn, wenn die in ihm ist, so wird sie sich auch ohne unser Zuthun äussern,) sondern ihn ermahnen, sich der Republik zu erhalten. Ein solcher Bewegungsgrund kann wirksam bey ihm seyn, damit er sich nicht seiner Bitten zu schämen. Rathen wir einem Cäsar, sich zum Könige aufzuwerfen, so müssen wir ihm stark beweisen, der Staat könne nicht anders mehr bestehen, als wenn einer Herr sey. Denn wer in einer unerlaubten Sache Rath geben soll, muß nur das ausfündig machen, wodurch am allerwenigsten von der Rechtschaffenheit abgewichen wird.

3. Es kömmt auch viel auf die Person des Rathgebers selbst an, weil sein vorhergeführtes Leben, wenn es rühmlich gewesen, sein vornehmers Geschlecht, sein Alter, seine Glücksumstände vieles von ihm erwarten lassen. Man sehe sich vor, daß, was man sagt, nicht uns selbst widersprechend sey. Aber ist alles angeführte im Gegentheile bey dem Redner vorhanden, so erfordert es herabgespanntere Saiten. Denn was bey manchem erlaubte Freyheit ist, wird bey andern Ungezogenheit genannt. Einigen ist ihr blosses Ansehn

sehn schon hinlänglich, andere setzt das vernünftigste nicht ausser Gefahr.

Daher scheinen mir die Prosopopöien das allerschwerste zu seyn, in welchen, ausser den übrigen Erfordernissen einer Berathschlagungsrede, noch diese Schwierigkeit ist, daß man eine fremde Person redend einführen muß. Denn muß nicht anders ein Cäsar, anders ein Cicero, anders ein Cato in einer und eben derselben Sache Rath geben? dennoch ist eine solche Uebung von grossem Nutzen, und trägt nicht nur zur Bildung künftiger Dichter und Geschichtschreiber vieles bey, sondern ist auch dem Redner höchst nöthig. Denn sonst würde man sich nur anderer fremder Aufsätze, die man auf seinen Gegenstand, auf die Personen und Umstände anwendete, bedienen können. Dachte aber wohl Cicero auf eben die Art, oder spielte er eben die Rolle, wenn er für den C. Pompejus, und eben die, wenn er für den C. Appius, oder für andere, Aufsätze machte? oder sahe er nicht vielmehr auf seines jedweden Glücksumstände, Würde, und Handlung, und drückte er nicht das Bild aller, denen er Worte vorschrieb, in denselben ab, so daß sie zwar schöner, doch ihren Umständen völlig gemäß zu reden schienen. Eine Rede, die dem, welcher sie halten soll, nicht genau beygemessen, und anpassend ist, ist eben so fehlerhaft, als eine,

die der Sache, welche sie abhandeln soll, ganz widerspricht. *)

Von der gerichtlichen Rede.

(Cap. 9.)

Izt komme ich auf die gerichtliche Gattung, welche vornehmlich sehr mannichfaltig ist, und wobey es auf zwey Stücke ankömmt, auf den **Angrif**, (intentio) und auf die **Gegenwehre.** (depulsio.) Den mehrsten Schriftstellern hat es gefallen, folgende fünf Theile derselben anzunehmen: **Eingang, Erzählung, Beweis, Widerlegung, Schluß.** Einige haben noch hinzu gesetzt: Die **Abtheilung**, den **Satz**, und die **Episode**, wovon die beiden ersten Stücke in dem Beweise begriffen sind. Die **Episode** aber gehört

*) Man wird aus diesen Regeln einer Berathschlagungsrede so viel als gar keinen Nutzen ziehen, wenn man sie für blosse rhetorische Regeln hält, und nicht die grosse Menschenkenntnis des Quintilians zu einer Gelegenheit macht, jungen Köpfen frühzeitig, — oder sich selbst — das Studium einzuprägen, wie man durch Rathschläge der Leiter andrer Menschen werden könne. Die neuere Geschichte giebt dazu grössere Beyspiele, als Quintilian wußte, und an diese sich zu erinnern, wird die Lehren des Römers, denen man noch verschiedene beyfügen könte, wenn es der Raum erlaubte, fruchtbar machen.

gehört entweder nicht zur Sache, und alsdenn kann sie keinen eigenen Theil ausmachen; oder sie gehört dazu, und dann ist sie ein Hülfsmittel, oder eine Zierath derjenigen Theile, bey welchen der Redner abweicht. —

Allein diese verschiedenen Theile einer gerichtlichen Rede, welche ich angesetzt habe, müssen zwar in eben der Ordnung abgehandelt, nicht aber auch nach derselben überdacht werden; sondern man muß zuvor im Ganzen übersehen, was für eine Art von Proceß man vor sich hat, worauf es dabey eigentlich ankomme, was zum Vortheil, und was zum Nachtheil gereichen könne; ferner was zu erweisen, was zu widerlegen vorkomme, und wie man erzählen müsse. Denn die Exposition ist die beste Vorbereitung der Beweise, kann aber nicht mit Nutzen geschehen, wenn man nicht zuvor dasjenige weiß, was von dem Beweise zu erwarten sey. Zuletzt denke man darauf, wie man den Richter am besten auf seine Seite bringen könne. Denn ohne vorhergehende sorgfältige Einsicht in die Theile des Ganzen kann man nicht wissen, zu welcher Gesinnung derjenige, der in der Sache erkennen soll, zu lenken, ob es besser sey ihn aufgebracht, oder gütig, streng, oder gelinde, zur Gnade geneigt, oder abgeneigt zu machen. Dennoch kann ich es nicht billigen, daß einige die Regel geben, den Eingang zu allerletzt auszuarbeiten. So wie man den ganzen Stoff vorher überdenken, und was zu jedem Theile

der Rede gehöre, bestimmt wissen muß, ehe man anfängt zu reden, oder niederzuschreiben; so muß man auch mit demjenigen zu erst anfangen, was in der Rede das erste ist. Fängt man doch den menschlichen Cörper nicht von den Füssen zu mahlen, oder zu formen an? und endiget sich wohl irgend eine Kunst da, wo der Anfang gemacht werden sollte? Was würde sonst geschehen, wenn die Feder keinen Raum mehr fände, das Ganze der Rede zu verfertigen? würde uns nicht diese verkehrte Gewohnheit irre machen können? — Man sehe daher seinen Stoff genau durch, und schreibe ihn dann nieder, beides in derjenigen Ordnung, welche ich angegeben habe.

Viertes Buch.*)

Vom Eingange.

(Cap. 1.)

Was wir in unserer Sprache Eingang nennen, dem haben die Griechen mit mehrerem Rechte die Benennung Proömium gegeben. Denn da wir durch unser Wort nur den Anfang der Rede bezeichnen, so drücken sie im Gegentheil die anzufangende Abhandlung des vorgesetzten Stoffs aus. Es mag nun das Griechische Wort

 daher

*) Nach seinem Plane geht Quintilian in diesem, und dem folgenden Buche die einzelnen Theile einer gerichtlichen Rede durch. Es würde ohne Nutzen seyn, alles zu übersetzen, was selbst Rollin noch für seine Nation, welche noch vieles von der gerichtlichen Beredsamkeit der Alten beybehalten hat, brauchbar glaubte, und in seine Ausgabe mit aufnahm, aber grosser Mangel dieses Buchs würde es seyn, alles zu übergehen. So manche schöne Regel für die Beredsamkeit überhaupt, so manche vortrefliche Bemerkung für die Poesie würde vermisset werden. Ich habe daher das nothwendigste und brauchbarste aus beiden Büchern auszugsweise, und zwar so übersetzt, daß jede Vorschrift auf alle Gattungen der Rede passend, und angemessen bleibt. d. Uebers.

daher kommen, weil ὄιμη dasjenige Stück, welches die Tonkünstler vor dem vollen Concerte spielten, um die Gunst der Zuhörer zu erwerben, anzeigen, oder weil ὄιμος den Weg oder dasjenige bedeutet, was vor dem Eintritte hergeht; so ist nach beiden Herleitungen Proömium derjenige Theil der Rede, welche bey dem Zuhörer *), ehe die Rede selbst angeht, gute Wirkungen hervorbringen soll.

Die Ursache, warum man einen Eingang macht, ist keine andere, als daß wir den Zuhörer vorbereiten, damit er uns auch in den übrigen Stücken der Rede beyfalle. Hiebey kömmt es, nach den mehrsten Schriftstellern, auf dreyerley an, nemlich, daß wir ihn uns **gewogen**, **aufmerksam**, und **lernbegierig** machen, nicht, als wann wir in der ganzen Rede selbst dieses dreyes verabsäumen dürften, sondern weil im Anfange vorzüglich viel daran gelegen ist, daß wir uns in die Gemüther hereinreden, um alsdenn weiter fortzufahren.

Gewohnheit erlangen wir, entweder dadurch, daß wir im Eingange von uns selbst, oder vom Zuhörer, oder von unserm Stoffe selbst reden.

*) Damit alle hier gegebene Regeln auf jede Gattung von Reden passen möchten, habe ich *iudex* durchgängig Zuhörer übersetzt. d. Uebers.

den. Denn mannichmal pflegt der Eingang vom Redner selbst hergenommen zu seyn. Spricht er gleich wenig und sparsam von sich, so ist es doch überall für ihn die größte Empfehlung, für einen rechtschaffenen Mann gehalten zu werden. Vornehmlich müsse man daher von ihm glauben, er komme entweder aus Pflicht, oder um des Vaterlandes, oder um sonst einer Sache von grosser Wichtigkeit willen, zu reden. Eine stille Empfehlung ist es, wenn man sagt, man fühle sich selbst zu ungleich, und seine Kräfte für das zu unternehmende Geschäfte zu schwach. Denn eine natürliche, unerbetne Geneigtheit schenkt man denen, die unter einer schweren Last seufzen. Daher ist jene Vorstellung der Alten, die ihre Beredsamkeit verbargen, weit verschieden von der modischen Prahlerey unserer Zeiten. Man vermeide es auch, daß man nicht verläumderisch, boshaft, stolz, übelredend gegen eine Person, oder ganzen Stand scheine. Daß man wider den Zuhörer nichts unschickliches rede, versteht sich von selbst, und ich würde es nicht errinnern, wenn es nicht geschähe. —

Wir machen uns ihn aber nicht nur durch Lobsprüche, worin man Maasse halten muß, zugethan, sondern vorzüglich, wenn wir sein Lob zum Vortheil unseres Endzwecks einflechten. Auch seinen Character wünschte ich, wenn es angienge, zu kennen.

Soll die Rede selbst Stoff geben, den Zuhörer uns geneigt zu machen, so müssen aus derselben

selben gleich zur Zierde des Eingangs einige Blumen, welche vorzüglich gefallen können, abgepflückt werden. Was aber alles gefallen könne, ist unnöthig herzuzählen, muß einem jeden selbst bekannt seyn, wenn er die Natur seines Sujets durchgedacht hat, und kann bey so grosser Verschiedenheit der Materien nicht beygebracht werden. So wie es aber der Natur der Rede gemäß ist, das gefallende zu erfinden, und zu häufen, eben so ist es auch dieses, das unangenehme, auszuschliessen, oder zu mildern.

Auch aus den äussern Umständen der Personen, und der Reden pflegen Eingänge genommen zu werden. Es gehöret dahin die Zeit, wie z. B. in des Cicero Rede für den Cälius; der Ort, z. B. in der Rede für den Dejotacus.

Weil es gemeiniglich den Zuhörer aufmerksam macht, wenn ein Sujet angekündiget wird, das neu, groß, erschrecklich, zum Beyspiel gereichend ist; so dient dies dazu am mehrsten, wenn man ihn um eignen Bestens, oder um des Vaterlands willen zu rühren, sein Gemüth durch Hoffnung, Furcht, Warnung, Bitten, und, wenn man es ja für vortheilhaft hält, auch durch eitles Lob zu erschüttern weiß. Auch das ist zur Ermunterung zuzuhören nicht undienlich, wenn man von sich glaubend macht, man werde sich nicht lange verweilen, nicht ausser den Grenzen ausschweifen.

Lern-

Lernbegierig macht nicht nur diese Aufmerksamkeit selbst, sondern auch das, wenn man kurz, und verständlich den ganzen Hauptinnhalt seines Vorhabens anzeigt, wie Homer und Virgil in dem Anfange ihrer Werke thun.*) Denn man muß hier Maasse zu halten, und dem Eingange

*) Die Beyspiele dieser beiden Dichter, welche Quintilian dem Redner empfiehlt, müssen dem Dichter selbst doppelt wichtig, und nachahmungswürdig scheinen. Die Alten befolgten diese Regel mehr als die Neuern. Ein kurzer, zusammenfassender Eingang ward in jeder Gattung von Schriften für beträchtliche Schönheit gehalten. Man vergleiche zum Beyspiel Xenophons Eingang zu den Socratischen Denkwürdigkeiten, und zur Cyropädie, welchen Aristides deswegen an verschiedenen Stellen seiner Schrift περὶ ἀφν. λογ. sehr lobt. Die Natur des Schicklichen erfordert Kürze, und die Kunst genaue zusammengedrängte Entwerfung des Ganzen. Homer ist, wie überall, so auch hier Muster. „Er, sagt unser Quintilian, (B. 10. „C. 1.) befolgte keine Regel für den Eingang des „Gedichts, er gab sie selbst.„ Das Lehrgedicht ist an eben diese Vorschrift gebunden. Virgil, der didactische Dichter, nahm sie eben so wohl in Acht, als Virgil der epische. Die vier ersten Verse seines Gedichts vom Landbau sind der ganze Gehalt von den vier Büchern. Welche schöne Genauigkeit! d. Uebers.

gange mehr das Ansehn eines einzigen Satzes, als ganzen Vortrags zu geben wissen, auch mehrentheils nur zeigen; was man künftig noch sagen werde. Ich finde kein Beyspiel bey irgend einem Redner, welches in seiner Art schicklicher seyn können, als folgendes des Cicero für den Cluentius: Ich habe gemerkt, Richter! daß die ganze Rede des Klägers in zween Abschnitte getheilt sey: von welchen der erste sich mir auf den verjährten Haß des Junianischen Gerichts zu stützen, und sehr darauf zu bauen; der andere nur aus Gewohnheit furchtsam und mistrauisch das Verbrechen der Giftmischerey zu berühren schien, über welchen Punct die gegenwärtige Untersuchung gesetzmäßig angestellt ist.

Einige theilen den Eingang in zween Theile: Anfang, und Insinuation, und sagen, der Anfang müsse eine rechtmäßige Bewerbung um die Gunst und Aufmerksamkeit enthalten, die Insinuation aber sich in die Gemüther einschleichen, besonders wenn die Rede selbst eben nichts reizendes zu haben schiene. Auch thut die Ueberraschung bey solchen Dingen, die widrig scheinen gute Wirkung, wie z. E. wenn Cicero sagt, in der Anklage des Verres: er wisse wohl, daß sich viele wundern, wie er, der so viele Jahre so viele vertheidiget habe, und Niemanden angegriffen, izt den Verres anklagen wolle.

Allein

Allein es ist nicht hinlänglich, einem Lehrlinge nur die Theorie des Eingangs einer Rede zu zeigen; er muß auch wissen, wie er dieselbe am leichtesten anwenden könne. Ich füge daher noch dies hinzu: Er gebe Acht auf das, was er vortragen, vor wem, zu welcher Zeit, an welchem Orte, unter welchen Umständen er reden müsse; was der Zuhörer vermuthlich denken werde, ehe er anfängt, was er wünsche, warum er bitte: so wird ihn die Natur selbst dahin führen, daß er wisse, wovon er zuerst reden solle. Allein izt glaubt man alles, womit man anfange; ein jeder Einfall, ein jedes gefälliges Sentiment, so wie es sich dem Gedächtnisse darbiete, sey Eingang. Da muß nun ohne Zweifel vieles aus den übrigen Theilen der Rede mit vorkommen, vieles, das auch einer ganz andern Rede angemessen seyn kann; allein kein Eingang ist besser, als der, welcher auf keinen andern Gegenstand gleich gut passet. Viel Reiz hat das Exordium, welches vom Gegentheil der abzuhandelnden Materie hergenommen ist, besonders bey gerichtlichen Reden, von der Klage des Gegners weil es nicht zu Hause ausgearbeitet, sondern auf der Stelle und aus der Sache selbst entworfen zu seyn scheint, durch die Leichtigkeit den Ruhm des Genies erhebt, und durch das Ansehn eines simpeln aus dem Stegereife gemachten Vortrages dem Redner Zutrauen verschaft, so, daß gemeiniglich die ganze Rede, wenn man sie gleich ausgearbeitet und aufgeschrieben hat, ein Impromtu zu seyn schei-

scheinet, weil der Anfang offenbar nichts vorbereitetes hat. Eine grosse Zierde des Eingangs ist auch die Bescheidenheit im Ausdruck, in der Zusammenfügung der Gedanken, in der Stimme, und den Mienen. Kein Selbstvertrauen muß sich hier äussern. Der Zuhörer haßt die sichere Zufriedenheit des Redenden; stillschweigend fordert er Achtung.

Dennoch muß man es überall vermeiden, ihm nicht verdächtig zu werden. Im Eingange alle übermäßige Sorgfalt vermeiden ist die größte Kunst; und doch glaubt sich der Zuhörer gering geschätzt zu sehen, wenn der Vortrag keine genaue Ausarbeitung verräth; er will nicht nur unterrichtet, er will auch ergözt seyn. Allerdings ist eine kluge Mäßigung hier schwer. Nur dadurch beobachtet man sie, wenn man genau, nicht gesucht redet. Ferner bleibt es bey den alten Regeln, daß im Anfange kein ungewöhnliches Wort, keine zu kühne Metapher, kein Ausdruck, der entweder zu alt, oder poetische Freyheit ist, angetroffen werde. Denn noch sind wir nicht aufgenommen, noch hütet uns der aufmerksame Blick derer, die erst anfangen zu hören. Haben wir ihre Herzen schon erobert, sind sie schon warm, dann ist diese Freyheit wohl verstattet, besonders, wenn wir auf Gemeinsäze gerathen, deren natürlicher Reichthum einen gewagten Ausdruck mit gedehnten Worten zu umschreiben nicht erlaubt.

Der

Der Stil im Eingange sey nicht Schlußreden, nicht Gemeinplätzen, nicht Erzählungen ähnlich; aber auch nicht zu sehr herabgestimmt, nicht zu periodisch; sondern scheine simpel, und ungezwungen, nicht in Worten und Minen zu viel versprechend. Eine Action, die weniger Kunst hat, als man ihr geben konnte, schleicht sich oft besser ein. — Im Gedächtnisse irre werden, oder aus der Verbindung kommen ist nirgends unanständiger, als hier. Ein fehlerhafter Eingang aber kömmt mir vor, wie ein Gesicht voll Narben. Nichtswürdig ist der Schiffer, der eben, wenn er vom Hafen ausfährt, mit seinem Schiffe anstößt.

Die Länge des Eingangs sey gegen die Rede selbst verhältnißmäßig. — Belachens werth aber sind die, welche ihm in allen Fällen das Gesetz geben, daß er innerhalb vier vollen Sätzen begrenzt seyn müsse. Nicht minder muß man es vermeiden, daß er zu unmäßig gedehnt werde, damit er nicht zum Haupttheile werde, und anstatt, daß er vorbereiten soll, ermüde. Einige verbieten es gänzlich, die Rede vom Zuhörer abzuwenden, welches Apostrophe heißt, und haben dazu einigen Grund. Denn man muß es ihnen zugeben, daß es der Natur gemäß sey, diejenigen vornehmlich anzureden, die man sich geneigt zu machen sucht. Indessen ist ein einzelner Gedanke, und zwar der Schärfe, der Nachdruck hat, und an die Zuhörer gerichtet ist, ein noth-

wen-

wendiges Stück des Einganges. Ist dies wahr, durch welches Gesetz, oder durch welche Schwachheit sollen wir uns abhalten lassen, dem Gedanken durch diese Figur Kraft zu geben? Nicht, weil es unerlaubt ist, sondern weil sie es nicht für gut befanden, verbieten es die Theoristen. Werden wir einen Vortheil über die Gemüther dadurch ersiegen können, so müssen wir es aus eben dem Grunde thun, aus welchem sie es verbieten. Ein Demosthen richtet seine Rede im Eingange an den Aeschines, und Marcus Tullius, wie in vielen andern, so auch in der Rede für den Ligarius gegen den Tubero. Weit matter würde sie geworden seyn, wenn sie nicht so geformt wäre. Das wird man leicht einsehen, wenn man jenen ganzen sehr heftigen Theil der Rede umschmelzt, der so anfängt. Da hast du denn, Tubero, was ein Kläger je wünschen kann u. s. w. Die Rede, von dem Tubero abgewandt, wird allen Nachdruck verlieren und schleppend werden, wenn man sagt: So hat denn Tubero alles, was ein Kläger je wünschen kann. Auf jene Manier drang er auf ihn, und setzte ihm zu, auf diese hätte er nur blos angezeigt. Eben das wird der Fall seyn, wenn man beym Demosthenes die Wendung der Rede verändert. — Wie? hat nicht auch Sallust gerade gegen den Cicero seinen Eingang gerichtet, und zwar gleich vom Anfang: Hart, und mit empfindlicher Seele würde ich dein Schelten aufnehmen, Marcus Tullius!

lius! — eben so wie es Cicero gegen den Catilina gemacht hatte: Wie lange willst du noch wohl unsere Gedult mißbrauchen? — Nicht aber, weil es zuweilen sich wohl thun läßt, muß man schlechthin von der Regel abweichen, sondern nur so oft ein tüchtiger Grund die Regel übertrift. Auf eben die Art kann man sich zuweilen eines Gleichnisses, nur muß es kurz seyn, einer Metapher und andrer Tropen bedienen; es müßte denn jemand so wenig Geschmack haben, daß ihm jene göttliche Ironie in der Rede für den Ligarius, welche ich vorher anführte, nicht gefiele.*)

So weit vom Eingange, so oft er statt findet. Er findet aber auch nicht immer statt. Denn mannichmal ist er überflüßig, wenn ohne ihn der Zuhörer genugsam vorbereitet ist, oder wenn die Sache keiner Vorbereitung bedarf. Aristoteles hält ihn zwar durchgängig für entbehrlich. Doch oft ist er nöthig, und will man ihn ja verwerfen, so ist es nur erlaubt, wenn der Zuhörer beschäftigt, oder die Zeit zu kurz ist, oder wenn eine drin-

*) Eben das gilt vom Gedichte, besonders der grössern Gattung. Homer hat im ganzen ersten Buche seiner Iliade kein Gleichniß. Wer aber wird so sehr der Regel fröhnen, daß er den Virgil und Klopstock tadele, die gleich im Anfange mehr als eins haben?

dringendere Noth uns zwingt, von der Sache selbst anzufangen. Im Gegentheil ist zuweilen auch ausser dem Eingange die Gunstbewerbung erforderlich, die Zuhörer bey wichtigen Stellen zu bitten, daß sie aufmerken, daß sie gewogen bleiben, und sie dadurch gleichsam aus dem Schlafe zu ermuntern. Von der Art ist folgende Stelle des Cicero: Darauf hat C. Varenus, eben der, welcher von der Archarianischen Familie umgebracht ward — hierauf geben Sie wohl Acht, meine Herren. u. s. w. Ist die Rede weitläuftig, so gebe man jedem Theile seine eigne Vorrede. z. B. Hören Sie izt das übrige, oder ich gehe nun zu dem über. Aber in den Beweisen selbst vertritt vieles die Stelle des Eingangs, wie es Cicero für den Cluentius macht, da er gegen die Censoren sprechen will; und für den Muräna, wenn er sich gegen den Servius entschuldiget. Aber das geschieht häufiger, als daß es mit Beyspielen brauchte bestätiget zu werden.

So oft man sich eines Exordiums bedient, muß dasjenige das letzte darinnen seyn, womit man den Anfang des folgenden am schicklichsten verknüpfen kann. Das aber ist eine frostige und läppische Affectation in den Schulen, daß der Uebergang jedesmal noch ein gewisses Sentiment bilden muß, durch welches Blendwerk man Beyfall erhaschen will. So pflegt Ovid in den Metamor-

morphosen zu schwelgen *) und den entschuldiget noch die Nothwendigkeit, da er die allerverschiedensten Sachen so zusammen verbinden mußte, daß sie ein einziges Ganze auszumachen schienen. Was zwingt aber den Redner, einen solchen Uebergang zu erkünsteln, und den Zuhörer zu hintergehen, den man vielmehr erinnern sollte, seine Gedanken auf die Ordnung der Sachen anzustrengen? Der ganze erste Theil des Vortrags kann für ihn verloren gehen, wenn er nicht weiß, daß schon die Rede selbst angefangen ist. Daher ists am besten, nicht zu unerwartet, und nicht zu versteckt zur Abhandlung überzugehen. Folgt aber ein längerer, oder verwickelter Vortrag, so muß der Zuhörer dazu insbesondere vorbereitet werden, wie **Cicero** oft, vorzüglich aber in folgender Stelle thut; *)

*) lasciuire. Daß **Ovid** eine gewisse schwelgerische Ueppigkeit der Einbildungskraft in den Verwandlungen habe, ist das allgemeine Urtheil des guten Geschmacks: aber daß sich diese Ueppigkeit in den Uebergängen von einer Fabel zur andern öfters fände, möcht' ich nicht sagen. **Quintilian** sieht wohl auch hier mehr aufs Ganze, und ein Lehrer der Jugend thut recht, wenn er für solchen Fehlern vorzüglich warnt, in welche lebhafte muntre Genies am ersten verfallen können. S. die Abhandlung **über Ovids Genie und Schriften** im 2. Th. des 3. Bandes des **Magazins der deutschen Critik**.

thut: *) Ich werde im Eingang der zu erweisenden Sache etwas weit ausholen müssen, und Sie, Richter, werden das gütig aufnehmen. Denn haben Sie meine Voreinnerungen wohl gefaßt, so werden Sie das übrige viel leichter einsehen. Dieß scheint mir von den Regeln des Eingangs hinreichend zu seyn.

Von der Erzählung. *)

(Cap. 2.

Wenn (in einer gerichtlichen Rede) der Richter auf die oben angezeigte Art vorbereitet worden, so ist es sehr natürlich, und gewöhnlich, und muß auchgeschehen, daß nun die Sache, über welche er erkennen soll, vorgetragen werde. Und das ist die Erzählung.

Es giebt solcher Erzählungen besonders zwo Arten, wovon die eine die Sache selbst, die andere

*) In der Rede für den Cluentius. Cap. 4.

**) Dieses Capitel hat noch weniger interessantes, als das vorige, für die Redekunst überhaupt. Weil aber doch verschiedene nützliche Sachen, besonders eine schöne Theorie der Erzählung, auch der poetischen, darinnen enthalten ist, so dürfte es nicht überschlagen werden. Man kann sich zugleich von der gerichtlichen Beredsamkeit der Alten daraus einen richtigen Begriff machen.

andere nur die Nebenumstände entwickelt. „Ich habe den Menschen nicht getödtet.„ Das ist keine Erzählung: ich gebe es zu. Allein es wird Erzählung daraus werden, und auch wohl eine ziemlich lange, wenn die Vorwürfe widerlegt, das vorige Leben beschrieben, die Gründe, warum man unschuldig in Gefahr versetzt werde, angeführt, und andere Umstände, wodurch der gemachte Vorwurf unglaublich ist, aus einander gesetzt werden. Auch der Ankläger sagt nicht bloß: du hast ihn umgebracht, sondern er erzählt Umstände, wodurch er es beweisen will; eben so, wie in den Trauerspielen Teucer den Ulyß zum Mörder des Ajax macht, indem er sagt, man habe ihn in einer wüsten Gegend, neben dem entseelten Leichname seines Feindes, mit blutigen Degen angetroffen. Ulyß antwortet nicht nur, daß er die That nicht vollbracht habe, sondern beweiset, er habe mit dem Ajax in keiner Feindschaft gelebt, um Ehre hätten sie beide gewetteifert. Ferner fügt er hinzu, wie er in jene Einöde gekommen sey, den liegenden Todten gesehen, und ihm das Schwerdt aus der Wunde gezogen. Hierauf wird nun die Führung der Beweise eingewebt. —

Die Erzählung ist der Vortrag einer geschehnen Sache, welcher die Ueberredung bewirken soll. Man muß es dahin bringen, daß der Zuhörer die Sache verstehe, sich fest einpräge,

und sie glaube. Ohne dieser dreyfachen Wirkung ist alle Mühe vergeblich.

Jede Erzählung sey also plan, und deutlich. Das wird sie seyn, wenn man sie in eigenthümlichen, bedeutenden, nicht in pöbelhaften, aber auch nicht in gesuchten und ungewöhnlichen Worten vorträgt; Sachen, Personen, Zeit, Ort, und Umstände gehörig aus einander setzt, und die Pronunciation dazu so abmißt, daß der Zuhörer das erzählte sehr leicht versteht.

Kurz wird die Erzählung dann vornehmlich seyn, wenn wir einen Vorfall von da zu erzählen anfangen, wo er den Zuhörer angeht, nichts zur Sache nicht gehörendes einmischen, alles davon weglassen, ohne welchem die Kenntniß der Sache nichts verliert, und der Nutzen davon eben derselbe bleibt. Auch auf die Präcision der einzelnen Theile muß man sehen, die man sonst weit genug ausdehnen kann. „Ich kam in den Hafen, erblickte ein Schiff, fragte, um welchen Preis es führe, ward darüber einig, stieg herein, die Anker wurden gelichtet, wir stiessen vom Bord, und fuhren ab. Nichts von diesen läßt sich einzeln genommen kürzer ausdrücken, aber es ist hinlänglich, zu sagen: Ich schiffte zum Hafen heraus. So oft der Ausgang einer Sache das vorhergehende genugsam vermuthen läßt, muß man sich mit dem begnügen, wodurch das übrige voraus gesetzt wird.

Wenn

Wenn ich daher sagen kann: Ich habe einen erwachsenen Sohn; so ist alles dieses überflüßig: Ich war begierig, Kinder zu haben, nahm eine Frau, erzeugte einen Sohn, zog das Kind auf, und brachte ihn so weit, daß er izt erwachsen ist.

Daher haben einige Griechische Theoristen die Präcision (το σύντομον) für verschieden von der Kürze einer Erzählung gehalten, indem jene nichts überflüßiges hätte, bey dieser aber auch etwas vom nothwendigen vermisset würde. Ich setze aber die Kürze nicht darinnen, daß man weniger, sondern darinnen, daß man nicht mehr sagt, als geschehen muß. Denn müßige Wiederholungen, Tautologien, und Ueberhäufungen, welche einige Schriftsteller in der Erzählung wollen vermieden wissen, übergehe ich hier ganz. Nicht bloß um der Kürze willen, sondern überhaupt, muß man sich für diese Fehler in Acht nehmen *).

Nicht weniger aber hüte man sich für die dunkle und unverständliche Art zu erzählen, in welche diejenigen verfallen, die gar zu viel auf einmahl zusammenraffen wollen. Besser ists, die Erzählung habe etwas zu viel, als zu wenig. Etwas überflüßiges vortragen erregt, Eckel, das noth-

*) Dieser ganze Absatz, war in der Rollinischen Ausgabe mit Unrecht ausgelassen.

wendige vorbeygehn, gebiert, Gefahr des Misverständnisses. Man meide daher jene Sallustianische Kürze, (findet sie gleich auch unter den Schönheiten des Stils ihren Platz,) und jene abgebrochene Art des Vortrags, welche einen Leser, der Musse hat, vielleicht weniger ermüdet, aber die Ohren eines, der nur anhört, vorbeyflattert. Wie sehr muß man daher besonders in der Erzählung die Mittelstrasse beobachten, und so viel sagen, als erfordert wird, als hinlänglich ist. Das, als erfordert wird, will ich nicht so angenommen wissen: so viel hinreichend ist, um darüber zu urtheilen. Denn die Kürze selbst darf nicht ohne allen Schmuck seyn, sonst wird sie trivial. Auch hier täuscht das Vergnügen, und das reitzende scheint kürzer, als es ist; so wie eine angenehme, sanfte Reise, wenn sie gleich einen weitern Umschweif erfordert, weniger ermüdet, als ein harter und steiler Weg, der in die Richte geht. Nie würde ich für die Kürze so ängstlich besorgt seyn, daß ich nicht lieber etwas einzumischen wünschte, das die Erzählung glaublich macht. Denn eine durchgängig einförmige, durchgängig präcise Erzählung kann nicht sowohl Erzählung, als Verwirrung heissen. Bey Erzählungen, die ihrer Natur nach lang seyn müssen, sehe man dahin, daß man ihnen einen Theil ihres Umfangs, und den Eckel benehme. Daß sie weniger lang seyn mögen, bewirkt man dadurch, daß man einiges anzuführen aufschiebt, doch nicht ohne Erwähnung dessen, was man aufschieben will: z. B. Was

er für Ursachen zu diesem Morde gehabt, welche Leute, die darum gewußt, er an sich gezogen, wie er seinen hinterlistigen Plan angelegt, will ich nachher erzählen. Einiges geh man selbst aus der Reyhe der Begebenheiten vorbey. Folgendes Beyspiel findet sich beym Cicero: *) „Fulcinius starb; — denn vieles, was hieher gehört, aber von meiner Absicht entfernt ist, will ich übergehen.„ Eintheilungen stillen den Ueberdruß der Länge: ich werde erzählen, was sich vor der Begebenheit selbst, was sich bey ihr, und was sich nachher zutrug. Auf diese Art werden aus einer einzigen langen drey mäßig kleine Erzählungen werden. Mannichmal ist es gut, durch eine kurze Zwischenrede zu theilen: Sie haben gehört, was sich vorher begab; izt merken sie auf das, was folgt. Der Zuhörer wird sich mit dem Ende des erstern erhohlen, und gleichsam zu einem neuen Anfang sich vorbereiten.

Sollte, ohngeachtet man diese Mittel angewandt, dennoch die Reyhe der Begebenheiten sich zu sehr in die Länge ziehen, so kann es nicht schaden, am Ende noch eine kleine Erinnerung hinzu zu fügen, welches Cicero so gar bey einer kleinen Erzählung thut: Bis hieher, Cäsar! ist Qu. Ligarius frey von aller Schuld:

*) In der Rede für den Cluentius Cap. XI.

Er ist von Rom ausgegangen, nicht nur zu keinem Kriege, sondern auch nicht einmahl daß die geringste Vermuthung eines Krieges seyn konnte, u. s. w.

Glaublich wird die Erzählung dann vornehmlich werden, wenn wir vorher uns selbst zu Rathe ziehen, damit wir nichts unserm Character zuwider reden; ferner, wenn wir Ursachen und Gründe vor den Begebenheiten herschicken, nicht allen, sondern nur denen, auf welche es hier ankömmt; wenn wir endlich die Personen so bezeichnen, daß sie sich zu demjenigen passen, was wir von ihnen, als gethan, andere überreden wollen, z. B. daß wir denjenigen, der sich des Diebstahls schuldig gemacht, als einen habsüchtigen, oder des Ehebruchs, als einen wollüstigen, oder des Todschlages als einen tollkühnen beschreiben. Ferner sehe man auf Ort, Zeit und ähnliche Umstände.

Es giebt auch eine gewisse Manier, Begebenheiten auf eine glaubliche Weise einzuleiten, die in Lustspielen und Pantomimen sich findet. Einiges folgt nothwendig, und hängt hier natürlich zusammen, so, daß, wenn das vorhergehende gut erzählt ist, der Zuhörer voller Erwartung ist, was nun kommen werde.

Die besten Vorbereitungen bleiben immer die, welche versteckt sind. So sagt zwar Cicero sehr

sehr schön alle Mittel zum voraus, durch welche Clodius dem Milo, nicht Milo dem Clodius hinterlistig nachgestellet habe; allein doch thut jene meisterhafte Nachahmung der Simplicität die besten Wirkungen: Milo war an diesem Tage im Senat gewesen. Unterdessen der Senat aus einander gegangen, war er nach Hause gekommen, hatte Schuh und Kleider gewechselt, und indem seine Frau sich fertig gemacht, weilte er hier ein wenig. — Wie sehr scheint Milo nichts überlegt, nichts eilfertig gethan zu haben? Wie schön hat der größte Redner nicht nur in der Wahl der Umstände, sondern auch durch sehr gemeine und alltägliche Worte, aber durch einen verborgenen Kunstgriff die Verzögerung und den langsamen Fortgang der Reise zu beweisen gewußt? Eben das auf eine andre Art gesagt, würde den Richter durch den Schwall der Worte ermuntert haben, auf den Advocaten des Milo ein sorgfältiges Auge zu richten. Den meisten kömmt so etwas sehr frostig vor: aber das selbst ist ein klarer Beweis, wie sehr dasjenige den Richter müsse getäuscht haben, was der Leser kaum einsehen kann. — Dies ist es, was eine Erzählung glaublich macht. Denn wüßte jemand noch nicht, daß man nichts unmögliches, oder sich selbst widersprechendes erzählen müsse, der würde vergeblich das übrige schwerere gelehrt; wenn gleich einige Kunstlehrer diese Vorschrift, als eine sehr

unbekannte, und von ihnen mit Mühe erfundene, angeben.

Zu diesen drey Schönheiten der Erzählungen thun einige noch die Erhabenheit hinzu. Allein sie schickt sich wede zu allen Gegenständen, noch ist sie überall nutzbar, wie aus dem eben angeführten Exempel, aus der Rede für den Milo erhellet. Man denke, wie viele Reden es geben kann, in welchen die Erhabenheit gar nicht statt findet, in denen man bekennen, entschuldigen, sich demüthigen muß. Ich halte sie daher für keine eigenthümliche Schönheit der Erzählung, eben so wenig, als die Erregung des Mitleidens, den ernsten, den sanften, den witzigen Ausdruck. Am rechten Orte steht alles dieses sehr schön, allein für etwas unentbehrliches in der Erzählung kann man es nicht ausgeben.

Auch das ist eine, so wohl für die Erzählung schickliche, als allen übrigen Theilen gemeinschaftliche Zierde, welche Theodectes jener nur allein, als eigenthümlich, zuschreibt. Er will, die Erzählung soll nicht nur erhaben, sie soll auch angenehm seyn. Einige thun auch die Evidenz, oder Enargie hinzu. Und, um nichts zu vergessen, oder zu bergen, auch Cicero verlangt mehrere Eigenschaften. Ausserdem, daß die Erzählung plan, kurz, und glaublich seyn muß, soll sie auch einleuchtend, gesittet, und mit Würde vorgetragen seyn. Aber in der Rede muß

alles

alles gesittet seyn, und mit Würde, alles gesagt, was so vorgetragen werden kann. Die Evidenz ist zwar immer eine grosse Schönheit eines Erzählers; er muß vermöge derselben die Wahrheit nicht nur reden, sondern auch auf einige Weise darstellen, abbilden können. Aber ist sie folglich nicht schon der Deutlichkeit untergeordnet? Nun haben einige zwar die letztere für der ersten widersprechend gehalten, weil in manchen Fällen die Wahrheit verdunkelt werden müßte; aber das ist lächerlich. Wer die Wahrheit verdunkeln will, erzählt Lügen für Wahrheit, und jeder Erzähler muß sich bemühen, alles auf das einleuchtendste vorzustellen.

Ich trete aber auch denen nicht bey, die da glauben, man müsse alles in derjenigen Ordnung erzählen, in welcher es geschehen ist. Nein, man befolge diejenige Ordnung, die izt eben die beste ist. Das kann nun auf mancherley Weise geschehen. Wir können uns stellen, als ob uns etwas entfallen sey, es an einem schicklichern Orte nachhohlen, auch wohl versprechen, daß wir etwas in der Folge noch nachhohlen würden, damit die Sache desto deutlicher werde. Hat man auserzählt, so fügt man erst die Gründe hinzu, die vorhergiengen. Es giebt hier nicht ein einziges Gesetz, nicht eine einzige zuverläßige Vorschrift. Nach Beschaffenheit der Sachen und Zeit muß man beurtheilen, was izt eben gut seyn kann. So wie eine Wunde ist, muß man sie entweder gleich heilen, oder kann die Cur aufgeschoben werden, so verbindet man sie

nur.

nur. Thörigt ist es, vom Aberglauben, der an den Regeln klebt, sich verleiten lassen wider die gesunde Vernunft zu sündigen. Dennoch darf es nicht zu häufig kommen, daß man die Ordnung der Begebenheiten aus den Augen setzt.

Es giebt auch erdichtete Erzählungen und bey denen muß die erste Sorgfalt die seyn, daß, was wir erdichten möglich; dann, daß es der Person, der Zeit, dem Orte angemessen sey, und wahrscheinlichen Grund und Zusammenhang habe, besonders wenn es an eine wahre Begebenheit angränzt. Denn was gar zu weit hergehohlt ist, verräth Lust zu lügen. Vornehmlich sehe man dahin, daß nichts widersprechendes vorkomme, welches nur gar zu häufig geschieht. Manches schmeichelt den einzelnen Theilen, aber zum Ganzen stimmt es nicht ein. Ueberdem muß nichts demjenigen, dessen Gewisheit entschieden ist, zuwider seyn. Immer habe der Erdichter seinen Plan im Gedächtnisse, daß ihm nichts von der Fiction entfalle. Denn sehr wahr ist es, was man im gemeinen Leben sagt: Ein Lügner muß seiner selbst eingedenk seyn.

Träume und Gesichter haben durch die geringe Mühe, welche ihre Erfindung kostet, allen Werth verloren.

Auch diese Vorschrift pflegt man von der Erzählung zu geben, daß keine Ausschweifung von der

der Hauptsache vorkommen, keine andere Person redend eingeführt, keine Schlüsse herausgezogen, keine Leidenschaften erregt werden dürften. Das meiste hievon muß man freylich in Acht nehmen, und ja nie ohne Grund ändern, damit die Erzählung leicht zu verstehen, und kurz sey. Nichts darf seltener statt finden, als eine Ausschweifung; soll sie aber angebracht werden, so muß sie kurz und so seyn, daß wir selbst durch die Macht eines gewissen Affects gleichsam vom geraden Wege scheinen abgetrieben zu seyn. Von der Art ist folgende Stelle des Cicero über die Hochzeit der Saßia: O unglaubliche Schandthat eines Weibes, in der ganzen Welt von keinem, als von eben diesem, erhört! O ungezähmte, unbändige Wohllust! O freche Verwegenheit! Sich nicht zu scheuen, ich sage nicht für die Macht der Götter, und für das Gerücht der Leute, nein, für jene Nacht selbst, und für die hochzeitlichen Fackeln sich nicht zu scheuen? nicht für das Bette der Tochter, nicht endlich selbst für jenen Wänden, den Zeugen der vorigen Hochzeit.

Ich glaube, wenn irgend etwas, so muß die Erzählung vorzüglich allen Schmuck der Annehmlichkeit und Schönheit haben; aber sehr viel kömmt dabey auf die Beschaffenheit der Begebenheit an, die wir erzählen. In unwichtigen Dingen gebrauche man jener eine und gleichsam angepaßte

Zierrath,

Zierrath, die größte Genauigkeit in der Wahl der Worte, die sich zuweilen mit Nachdruck erheben, in dem Reichthume der umständlichen Rede verborgen seyn, stark, und nach dem Ausdrucke des Zeno mit Geist gefärbt seyn müssen. Die Zusammensetzung sey zwar versteckt, aber doch so reizend, als sie kann; die Figuren nicht poetisch, und wider den Sprachgebrauch durch die Autorität der Alten aufgenommen. Denn der Ausdruck muß so rein, als möglich, seyn, durch Mannichfaltigkeit den Eckel vermeiden, und durch häufige Abänderungen die Seele erheben. Nie verfalle man auf eben dieselbe Sache, auf eine ähnliche Setzung der Wörter, auf gleiche Wendungen der Redensarten zurück. — Man glaubt, ich weis nicht wie, dasjenige leichter, was sich angenehm hören läßt, und wobey man durch Vergnügen zum Beyfalle genöthiget wird. Ist aber die zu erzählende Begebenheit von Gewicht, so ist es schicklich, das schändliche mit Verachtung, das rührende mit Wehmuth vorzutragen; nicht um die Affecten gänzlich zu bestürmen, sondern sie nur an ihren äussersten Flächen zu berühren. Ich rathe auch nicht davon ab, mannichmahl den Appetit, des durch anhaltende Aufmerksamkeit ermüdeten Zuhörers, durch einen unerwarteten Gedanken, der aber ganz kurz, und eingeschoben seyn muß, wieder zu erfrischen. Dergleichen ist folgender: **Die Sclaven des Milo thaten, was jedermann in solchem Falle von den seinigen erwartet hätte.** Zuweilen kann er auch etwas gewagt seyn, wie dieser: **Die Schwie-**

Schwiegermutter heyrathet den Schwiegersohn, ohne heilige Gebräuche, ohne Rathgeber, mit traurigen Vorbedeutungen von allen Seiten her. *)

Viel trägt hiezu ein bis zur Wahrscheinlichkeit gemaltes Bild des geschehenen bey, womit man die Wahrheit bestätiget, und den Zuhörer gleichsam zum Augenschein der Sache selbst hinführet. „Von dieser Art ist folgendes **). „Die Prinzen von Syrin, des Königs Antiochus Söhne, waren neulich zu Rom. „Sie waren izt nicht wegen ihres Reichs, Syriens, gekommen; denn das behielten sie ohne „Widerrede, wie sie es vom Vater, und von ihren Vorfahren bekommen hatten; sondern sie „wollten das Königreich Aegypten sich und ih„rer

*) S. die Rede des Cicero für den Cluentius. Cap. 14. und die vorhergehende Stelle in der Rede für den Milo. Cap 29.

**) Quintilian hat hier ein anderes Beyspiel aus der Rede des Cicero gegen den Antonius: Rollin in seiner Ausgabe hat es aus leicht einzusehenden Gründen weggelassen. Um den Mangel zu ersetzen habe ich ein neues aufgesucht, welches ein würdiges Muster guter Erzählungen in jeder Art, und für jede Regel practisch genannt zu werden verdient. Es steht beym Cicero gegen den Verres. B. 4. C. 27. ff. der Uebers.

„rer Mutter Selene zuerkennen lassen. Weil „sie aber, wegen der unruhigen Zeiten der Re„publick abgewiesen, durch den Senat nicht aus„richten konnten, was sie gewünscht hatten, so „reiseten sie in ihr väterliches Reich Syrien zu„rück. Der eine von ihnen, welcher Antiochus „heißt, wollte seinen Weg über Sicilien neh„men, uud kam also unter der Prätur jenes nichts„würdigen (Verres) nach Syracus. Da „glaubte nun Verres, für ihn sey eine schöne „Erbschaft angelandet, weil derjenige in sein Ge„biet und in seine Hände gekommen war, von „dem er gehört hatte, und vermuthen konnte, daß „er viele Kostbarkeiten bey sich habe. Er über„sendet dem Prinzen reiche Geschenke, und zum „häuslichen Gebrauch Wein, Oel, so viel ihm be„liebte, auch hinlänglichen Vorrath Getraide von „seinem Zehnten. Darauf bittet er den Prinzen „selbst zur Tafel, schmücket seinen Eßsaal reich und „prächtig aus, stellt eine Menge seiner silbernen „Gefäße, daran er einen Ueberfluß hatte, (denn „goldene hatte er sich noch nicht gemacht), umher, „und sucht auf alle Art sein Mahl zu verschönern. „Kurz, der Prinz geht so von ihm weg, daß er „ihn für ausserordentlich reich, sich selbst mit vieler „Ehre bewirthet glaubt. Er ladet sodann den Prä„tor selbst zur Tafel, stellt alle seine Schätze, ei„nen Haufen Silbers, und nicht wenige Becher „von Golde, aus, die, wie es Mode bey Köni„gen, besonders in Syrien, ist, mit den glän„zendsten Edelgesteinen ausgelegt waren. Darun-

„ter

„ter war ein Weingefäß aus einem einzigen über„grossen Edelgestein, mit einer tiefen Höhlung, „und einem goldenem Griffe. — Verers nimt ein „Tafelgeschirr nach dem andern in die Hand, lobt „es, bewundert es. Der Prinz freut sich, daß „sein Mahl dem Prätor des Römischen Volks „angenehm und gefällig ist. Man geht aus ein„ander. Jener denkt auf nichts anders, (der Er„folg hat dies gezeigt,) als, wie er den Prinzen „beraubt und ausgeplündert aus der Provinz los „würde. Er schickt zu ihm, läßt sich die schön„sten Gefässe, die er bey ihm gesehen, ausbitten „und wendet vor, er wolle sie seinen Goldarbeitern „zeigen. Der Prinz, der ihn nicht kannte, giebt „sie ihm mit Vergnügen und ohne allem Ver„dacht. Verres läßt sich noch das Weingefäß „von Edelgesteinen ausbitten, um es recht ge„nau zu betrachten. Auch das wird ihm geschickt. „(Cap. 28) Die gedachten Prinzen hatten auch „einen Leuchter aus den klarsten Gemmen, mit bewun„derungswürdiger Kunst gearbeitet nach Rom mitge„bracht, um ihn ins Capitol zu setzen. Weil sie aber „den Tempel noch nicht fertig antraffen, so konn„ten sie ihn nicht niedersetzen, und wollten ihn „auch nicht öffentlich zeigen, oder zur Schau stel„len, damit er desto prächtiger scheinen möchte, „wenn er zu seiner Zeit auf den Stuhl des besten „und größten Gottes gestellet würde, und damit „er desto heller glänzte, wenn seine Schönheit „noch ungesehen, vor die Augen der Leute käme. „Sie entschlossen sich daher, es nach Syrien zu-

L „rück

„rück zu nehmen, und, wenn sie gehöret hätten, „daß der Tempel des Jupiters eingeweyhet sey, „Gesandten zu schicken, welche mit andern Ge„schenken auch dieses auserlesene und herrliche Ge„schenk in das Capitol überbrächten. Die Sache „kömmt zu des Nichtswürdigen Ohren, wie? weis „ich nicht; denn der Prinz hatte es selbst gewollt „verhohlen wissen, nicht, weil er irgend etwas „fürchtete, oder argwöhnete, sondern, damit es „nicht viele eher sehen möchten, als das Römische „Volk. Verres ersucht den Prinzen, und fle„het ihn mit vielen Worten, daß er den Leuchter „zu ihm schicke, er wünsche, sagt er, ihn zu be„trachten, und werde keinem andern Gelegenheit „machen ihn zu sehen. Antiochus, von einem „jugendlichen und königlichen Character, vermuthete „nicht böses von des Menschen Bosheit, und be„fiehlt seinen Dienern, den Leuchter eingewickelt „ganz geheim in das Haus des Prätors zu brin„gen. Sie tragen ihn dahin, und setzen ihn nach „zurück geworfenen Umschlägen nieder. Nun fängt „der Mensch an zu schreyen, das sey ein Stück „werth des Königreichs Syriens, werth eines „königlichen Geschencks, werth des Capitols. Und „wirklich hatte es auch einen solchen Glanz, als „er nur aus einer Menge von funkelnden Edel„gesteine seyn konnte, eine solche Mannichfaltig„keit der Bearbeitung, daß die Kunst hier mit „dem Ueberflusse zu streiten schien, eine solche „Grösse, daß der Anblick schon zeigte, es müsse „nicht für menschliche Pracht, sondern für den

„Schmuck

„Schmuck des herrlichsten Tempels bestimmt seyn. „Lange genung hatte er es besehen. Die Diener „heben es auf, um es fortzutragen. Er aber sagt, „er mögte es gern noch recht von innen und auſ„ſen betrachten, und habe sich noch nicht satt dar„an gesehen. Er heißt die Leute fortgehen, und „den Leuchter zurück lassen. Sie gehen leer nach „Hause zum Antiochus (Cap. 29) Dieser nun „fürchtet anfangs nichts, argwöhnet nichts. Ein „Tag, zwey, mehrere gehen vorbey; der Leuchter „kömmt nicht wieder. Nun schickt der Prinz zu „ihm, daß er ihn, wenn es gefällig wäre, wie„dergeben mögte. Verres heißt den Prinzen selbst „zu sich kommen. Das kömmt diesem wunderbar „vor. Er schickt noch einmahl, der Leuchter kömmt „nicht. Er spricht ihn endlich selbst, bittet, er „möchte ihn herausgeben. Da sehet nun die ver„wegene Stirn, die abscheuliche Unverschämtheit „des Kerls! Er wußte es, hatte es vom Prin„zen selbst gehört, daß der Leuchter ins Capitol „sollte geschenkt werden; er wußte es, daß er für „die größte Gottheit, daß er für das Römische „Volk bestimmt sey: und fängt an zu bitten, „und recht heftig zu bitten, der Prinz solle den„selben ihm schenken. Da dieser einwendet, es sey „ihm wegen des dem Capitolinischen Jupiter ge„thanen Gelübdes, und wegen seines guten Nah„mens unter den Leuten, weil so viele Nationen „Zeugen dieser Arbeit, und des versprochenen Ge„schenks wären, unmöglich; so hebt der nichts„würdige an, den Prinzen auf das heftigste zu

„bedrohen, befiehlt ihn noch vor Nachtzeit die „Provinz zu verlassen, und wendet vor, er habe „erfahren, daß aus seinem Reiche Seeräuber nach „Sicilien ankommen würden. Der Prinz fängt „in der größten Versammlung, zu Syracus, auf „dem Forum, ich sage auf dem Forum, zu Sy- „racus, damit mich Niemand in Verdacht habe, „als wenn ich von einem unbekannten Verbrechen „rede, und etwas hinzudichte, hier fängt er an „zu weinen, Götter und Menschen zu beschwören, „und laut auszurufen: den von Edelgesteinen ge- „arbeiteten Leuchter, den er habe ins Capitol „senden wollen, der in dem prächtigsten Tempel „dem Römischen Volke ein ewiges Denkmal sei- „nes Bundes und seiner Freundschaft hätte seyn „sollen, den habe ihm C. Verres gestohlen; nach „den übrigen Kunstwerken von Golde und Edel- „gesteinen, die Verres von ihm habe, frage er „nichts; daß dieser aber ihm genommen werde, „das sey kläglich, das sey schändlich; ob er ihn gleich „schon vor langer Zeit in seinem und seines Bru- „ders Nahmen zu heiligen vorgehabt hätte, so „gebe, schenke, weihe, heilige er ihn doch izt in „dieser Versammlung Römischer Bürger dem be- „sten, größten Jupiter, und rufe ihn selbst zum „Zeugen seines Willens und seines heiligen Ge- „lübdes an.„

Von Digreßionen in der Rede.

(Cap. 3.)

Die Gewohnheit der Redner auf eine gefällige Art von der Materie selbst auszuschweifen ist nicht etwa bloß für einen gewissen Theil der Rede, sondern für jeden überhaupt schicklich, wo es die Sache entweder erfordert, oder wenigstens erlaubt. Die Rede gewinnt dadurch Licht, und Zierrath, aber nur wenn alles natürlich zusammenhängt, und folgt, nicht, wenn die Ausschweifung mit Gewalt hineingedrungen wird, und, was seiner Natur nach verbunden war, aus einander wirft. Nichts aber folgt natürlicher auf einander, als der Beweiß auf die Erzählung; es müßte denn die Ausschweifung das Ende der Erzählung, oder der Anfang des Beweises selbst werden.

Ob nun gleich nicht immer nach der Erzählung eine Ausschweifung nöthig ist, so gereicht sie doch oft vor der Untersuchung selbst zur nützlichen Vorbereitung, vorzüglich, wenn sie dem ersten Anscheine nach eben nicht gefallend scheinen sollte. Dann vertritt eine Ausschweifung die Stelle des Eingangs zum folgenden, und ist geschickt, den Zuhörer unserm Vortrage geneigt zu machen. Mit solchen Umschlägen muß man daher die rauhe Seiten seines Stoffs vorher erweichen, damit die Ohren der Zuhörer desto williger dasjenige vertragen, was wir noch sagen wollen. Denn nicht leicht überredet man die welche nicht gern zuhören.

Zu solchen mannichfaltigen Ausschweifungen gehören: Lobeserhebung von Menschen, und Oertern, Abschilderungen von Ländern, Beschreibungen verschiedener Begebenheiten, sowohl geschehener, als fabelhafter. Von dieser Art ist in den Reden des **Cicero** gegen den **Verres** das Lob Siciliens, und der Raub der Proserpina *,) in der für den **L. Cornelius** jene populäre Erzählung der Tugenden des **Cn. Pompeius**, zu welcher dieser göttliche Redner, gleichsam als wenn der Fluß seiner Beredsamkeit durch den Nahmen des Feldherrn selbst gehemmet würde, nachdem er von dem angefangenem ausgelenkt, sogleich wieder zurückkehret. Die **Parekbase** (so nennen die Griechen es,) ist demnach, wie ich glaube, eine ausser der Ordnung fortlaufende Abhandlung eines fremden Sujets, welches aber doch zum

*) S. 4 Verr. 2. und 6 Verr. 105. n. 8. Von den Regeln der Ausschweifung vergl. *Cicero* libr. 2 de Inuen. 97. libr. 2 de Orat. 311. 312. Ueberhaupt aber war die Lehre von guten Ausschweifungen bey der gerichtlichen Beredsamkeit der Alten nöthiger, als bey der unsrigen, welche weiter eben keine Theorie der Digreßionen nöthig hat, als die Anmerkung, daß man, wo möglich, die Digreßionen nicht lang werden lassen, und sich ihrer lieber öfter bedienen müsse. Der Uebersetzer hat daher auch in diesem Capitel verschiednes weggelassen, welches für die Leser des deutschen Quintilians unnütz war.

zum Vortheil der Hauptsache abzielet.*) — Alles, was daher nicht zu den Haupttheilen der Rede gehört, ist Ausschweifung: Unwille, Mitleiden, Schelten, Entschuldigung, Gunstbewerbung, Widerlegung, jede Erweiterung, Verringerung jede Art der Affecten. Besonders angenehm und schön machen die Rede Digreßionen über die Schwelgerey, den Geiz, die Religion, die Pflichten der Moral, weil sie als Nebenargumente zusammenzuhängen, und nicht auszuschweifen scheinen.

Aber es giebt noch weit mehrere Arten der Einschaltungen von solchen Dingen, die keinen Zusammenhang unter einander haben, und wodurch der Zuhörer ermuntert, gewarnet, besänftigt, gebeten, gelobt wird. Sie sind unzählbar. Einige bringt man als vorbereitete an, andere nach Gelegenheit, und durch Noth gezwungen, wenn etwa unter der Rede sich etwas unerwartetes zuträgt, eine wichtige Person dazwischen kömmt, oder Lerm entsteht. So mußte Cicero in der Rede für den Milo ausschweifen, wie man aus der kleinen Nebenrede, die er machte, siehet. Wer einem ausgeführten Satze noch eine Empfehlung anfügen will, und sich zu einem neuen vorbereitet, dem ist es erlaubt, etwas

*) Auf eben die Art könnte man die Episode in der Poetik beschreiben: Sie ist eine ausser der Ordnung fortlaufende Behandlung eines fremden Sujets zum Schmucke des Gedichts. Von ihr gelten alle die Regeln, welche hier von der Digreßion in der Rede gegeben werden. d. Uebers.

was weit auszuschweifen. Aber wer aus der Mitte sich losbricht, muß eher zu demjenigen zurück kehren, woher er ausgelenkt ist.

Von Hauptsätzen.

(Cap. 4)

Einen Hauptsatz (Proposition) nenne ich den Anfang einer jeden Behauptung, nicht nur bey der vornehmsten, auf welche sich alle übrige beziehen, sondern auch bisweilen bey einzelnen Sätzen. Von der ersten Art rede ich hier. Nicht immer ist ihr Gebrauch in der Rede nothwendig. Denn oft ist es auch ohne einen solchen allgemeinen Satz klar, worauf sich die ganze Untersuchung bezieht; oft aber fügt man sie der ganzen Ausführung zu, als eine kurze Sammlung der geführten Beweise: So, Richter, hat sich alles, was ich vorgetragen, begeben: ein hinterlistiger Feind ist besiegt, Gewalt durch Gewalt überwältiget, oder vielmehr tolle Kühnheit durch tapfern Muth unterdrückt. —

Die Hauptsätze sind nun entweder einfach, oder zwiefach, oder vielfältig. Z. B. Socrates wird verklagt, daß er die Jugend verderbe, und daß er neuen Aberglauben einführe, oder: dem Aeschines wird die schlechte Führung seiner Gesandschaft vorgeworfen, daß er Unwahrheiten geredet, nichts von seinen Aufträgen verrichtet,

zu

zu lange verweilt, Geschenke genommen habe. Alles dieses ein jedes mit seinen untergeordneten Beweisen, macht mehrere Hauptsätze aus, zusammen verbunden gehört es zur Abtheilung.

Von der Abtheilung.

(Cap. 5.)

Die Abtheilung ist die Herzählung unserer oder (in gerichtlichen Reden) des Gegners Hauptsätze, oder beider, in einer Ordnung zusammengetragen.

Einige glauben, man müsse sich ihrer immer bedienen, weil dadurch der ganze Vortrag Licht bekomme, und der Zuhörer aufmerksam und lernbegierig gemacht werde, wenn er wisse, wovon wir izt, und wovon wir nachher handeln werden. Wiederum halten es andere aus zwenen Gründen dem Redner für gefährlich, weil zuweilen etwas vergessen werde, was man versprochen hatte, auszuführen, und hinwiederum Dinge einfallen können, die man in der Abtheilung ausgelassen hatte. Allein das kann Niemanden begegnen, als einem solchen, der entweder gar kein Genie, oder zur Rede nichts überdachtes und vorgearbeitetes mitgebracht hat. Uebrigens kann wohl etwas eine leichtere Theorie haben als eine gute Abtheilung? Sie darf ja nur der Führung der Natur folgen, und ist so gar nichts mehr, als Hülfsmittel des Gedächtnisses, vom Gleisse der Rede nicht aus-

zuschreiten. Daher kann ich auch die gar nicht loben, welche die Theile einer Rede über drey Hauptsätze auszudehnen verbieten. Freylich wird sie, wenn sie gar zu vielfach ist, dem Gedächtniß des Zuhörers entwischen, und die Aufmerksamkeit irre machen. Dennoch binde man sich nicht an diese Zahl, als an ein Gesetz, weil manches Sujet auch mehrere Theile verlangen kann.*)

Es giebt aber mehr Gründe, um derentwillen man nicht immer Theile braucht. Zuerst, weil das mehrste reitzender ist, wenn es schnell erfunden, nicht vom Hause mitgebracht, sondern unter dem Reden aus der Natur der Sache selbst sich zu ergeben scheint. Daher jene Formeln beynahe entfällt mir, und ich hatte vergessen — nicht ganz unangenehm sind. Schickt man aber den Inhalt seiner Hauptsätze voraus, so wird aller Reitz der Neuheit dem übrigen entzogen. Manchmal muß man den Zuhörer täuschen, und durch allerley Kunstgriffe fangen, daß er meyne, man

*) Eine merkwürdige Anmerkung für die Canzelreden, deren Abtheilung, man weiß nicht, durch welches Vorurtheil immer zweyfach, höchstens dreyfach zu seyn pflegt; gleichsam als wenn alles heilige nur zwey Theile hätte. Man wende die Beobachtung des critischen Römers auf die Predigten an, und wage es, lieber vier, fünf, Theile einer Predigt mit Schicklichkeit zu machen, als zwey Theile mit Unsinn.

man komme auf etwas anders, als die Absicht war. Denn es fallen harte Wahrheiten vor, welche, wenn er sie vorhersieht, der Zuhörer eben so scheuet, als der, welcher den Stahl des Wundarztes eher erblickt, als er angebracht wird. Kündigt man sie aber im Gegentheile nicht vor, und überrascht die Rede den sichern, und durch keine Ankündigung auf sich selbst merkenden Zuhörer, so wird man etwas ausrichten, was uns bey gereizter Erwartung nicht zugeglaubt würde.

Indessen vermeide man nicht nur die Unterscheidung der Untersuchungen, sondern so gar oft selbst die Abhandlung derselben. Durch Leidenschaften rühre man den Zuhörer, und ziehe ihn von seiner Aufmerksamkeit ab. Denn nicht bloß Lehren ist das Geschäft des Redners: eine grössere Gewalt hat die Beredsamkeit der Rührung. Dieser aber ist jene subtile Genauigkeit der spitzfindigen Zerschneidung eines Stoffs in Theile sehr zuwider.

Ja mannichmahl erhält auch das an sich unbedeutende und unwichtige durch die Menge Nachdruck. Folglich muß man mehr sagen, als man in die Theilung bringen kann, und gleichsam wie in einem Ausfalle streiten. Doch das nur selten, und nur dann, aus Noth, wenn die Vernunft uns zwingt etwas zu thun, was ihr selbst nicht gemäß zu seyn scheinet.

Ueber-

Ueberdies giebt es in jeder Theilung etwas, welches das wichtigste ausmacht, und wobey der Zuhörer wenn er es gehört, das übrige als überflüßig verwerfen kann. Redet man daher von einer **vielfachen Materie**, so ist eine solche Abtheilung sowohl nützlich, als angenehm, da aus der Ordnung klar ist, was man von jedem Stücke insbesondere sagen werde. Wird eine einzige Materie mannichfaltig behandelt, so ist die ganze Abtheilung überflüßig. Würde man z. B. so theilen: **Ich will beweisen, daß von diesem Manne nicht glaublich sey, er habe den Mord begangen; ich will beweisen, daß er keine Ursach zu dieser Ermordung gehabt habe; ich will beweisen, daß er zu derselben Zeit, da der Mensch getödtet worden, jenseit des Meeres gewesen:** so muß nothwendig alles, was man vor dem Beweise des letztern anführt, müßig scheinen.

Daher misbilligen einige jene Eintheilung des **Cicero** in der Rede für den **Cluentius**, worinnen er verspricht zu beweisen, erstlich, daß **Niemand je wegen grösserer Verbrechen, Niemand mit wichtigern Zeugen vor Gericht gerufen sey, als Oppianicus;** ferner, daß **schon von eben den Richtern, von welchen er verdammt worden, Präjudicia ausgefertiget wären,** endlich, **man habe versucht, das Gericht zu bestechen, nicht aber Cluentius, sondern gegen den Cluentius.**

Konnte

Konnte er das dritte beweisen, so bedurfte er alles vorhergehenden nicht. Dafür wird nun aber Niemand entweder so ungerecht, oder so thörigt seyn, daß er nicht eingestehe, auf folgende Art habe Cicero ganz vortreflich in der Rede für den Muräna eingetheilt: Ich merke, die ganze Klage beruhet auf folgenden drey Stücken, das erste, in Vorwürfen wegen des bisherigen Lebens, das zweyte, in der Beschuldigung der Ehrsucht, und das dritte im vorgerückten Verbrechen auf unerlaubte Art Aemter zu suchen. Denn auf diese Weise kündiget er sein Vorhaben am einleuchtendsten an, und sagt durch keines von allen drey Stücken etwas überflüßiges.

Auch über folgende Gattung einer Vertheidigung haben einige ihre Zweifel: Wenn ich den Menschen getödtet habe, so habe ich recht gehandelt; aber ich habe ihn nicht getödtet. „Wenn das zweyte zuverläßig gewiß „ist, sagt man, wozu soll das erstere dienen? beides widerspricht einander, und wollte sich jemand „beides zu Nutze machen, denn müßte man keinem „von beiden Glauben beymessen.„ Zum Theil ist das ganz wahr, und man braucht auch nur den letztern Theil, wenn er ganz unzweifelhaft wahr ist. Allein sollte in diesem Falle etwas vorkommen, wofür man sich zu fürchten hätte, dann dringe man auf beide Beweise. Denn der eine wird durch das, ein anderer durch etwas anders über-

überführt; und wer die That für wirklich geschehen hielt, wird sie nun auch für gerecht erkennen; wer sich von der Rechtmäßigkeit derselben nicht überzeugt, wird vielleicht die That gar nicht glauben: So pflegt eine sichere Hand sich mit einem einzigen Schusse zu begnügen; eine andere, die nicht weiß, ob sie trift, muß mehrere versuchen, um auch dem Zufalle etwas überzulassen. Ganz vortreflich zeigt daher Cicero für den Milo zuerst, daß Clodius diesem nach dem Leben getrachtet; und dann thut er zum Ueberfluß noch hinzu, daß, wenn jenes auch nicht wäre, dennoch ein solcher Bürger mit der größten Würde und Ehre seines Mörders habe können getödtet werden. Gleichwol verwerfe ich jene oben angeführte Ordnung der Theile nicht, weil vieles, ohngeachtet es hart ist, dennoch dazu dient, daß man das folgende etwas lindert. Daher ist auch jener gemeine Ausspruch nicht ohne Grund: **man muß unbillig fordern, um das Billige zu erhalten.** Niemand aber nehme das so auf, als wenn man alles wagen dürfe. Denn mit Recht spricht der Grieche: **Nichts versuche man, was nicht durchzusetzen steht.**

So wie nun die Eintheilung nicht immer unentbehrlich, zuweilen überflüßig ist: so verschaft sie, zu rechter Zeit angebracht, der Rede sehr viel Licht und Anmuth. Sie bewirket nicht allein, daß der Vortrag verständlicher wird, indem man die Materialien aus ihrem Gewühle hervorzieht,

und

und vor die Augen der Zuhörer legt; sondern sie ermuntert auch den Hörenden durch bestimmte Grenzen der Theile, so wie Reisenden die auf Steinen bezeichneten Entfernungen der Oerter einen grossen Theil ihrer Ermüdung benehmen. Denn es ist ergötzend überstandner Mühe Maaß zu wissen, und Ermunterung das rückständige desto muthiger zu vollbringen, ist es, zu wissen, wie viel noch fehlt. Nichts kann uns zu lang dünken, dessen Ende bestimmt gewiß ist.

Mit Recht erlangte ein Qu. Hortensius wegen seiner Genauigkeit im Abtheilen grossen Ruhm, und dennoch spottete Cicero mannichmal über desselben auf den Fingern hergezählte Eintheilungen. Denn auch hier giebt es ein bestimmtes Maaß, und am meisten vermeide man die concise und zu gliedrigte Art im Abtheilen. Jene subtile Unterglieder, oder vielmehr Stückwerke benehmen der Rede ihr Ansehn, und die nach dieser Ehre geitzig sind, bringen viel überflüßiges bey, und schneiden Dinge entzwey, die ihrer Natur nach, unabsonderlich sind, um nur recht spitzfindig und weitläuftig abzutheilen. Sie sagen aber nicht so wohl mehr, als sie sollten, sondern vielmehr weniger, und wenn sie denn tausend Theilchen gemacht haben, verfallen sie in eben die Dunkelheit, gegen welche die Abtheilung erfunden ist. *

Ein

*) Dies ist besonders der beynahe gemeine Fehler der Englischen Prediger, von welchen einige sich ganz

Ein getheilter und ein einfacher Hauptsatz, so oft man ihn mit Nutzen anbringen kann, muß nun zuerst plan und verständlich seyn. Denn was ist elender, als daß dasjenige dunkel sey, was bloß zu dem Gebrauche angewandt wird, daß alles übrige nicht dunkel sey. Ferner sey er kurz, nicht mit irgend einem müßigen Worte überladen. Denn man will dadurch nicht anzeigen, was man von der Sache wirklich sage, nur, was man davon sagen wolle. Daher bemühe man sich ihn so zu bilden, daß nichts daran fehle, nichts überflüßig sey. Das letztere trägt sich dann am meisten zu, wenn man entweder in Arten abtheilet, was in Gattungen abzutheilen hinlänglich seyn könnte; oder wenn man die Gattung angiebt, und ihr zugleich alle Untergattungen beyordnet. Z. B. Ich will reden von der Tugend, der Rechtschaffenheit, und der Enthaltsamkeit. Beide sind hier nur Arten der Tugend.

ganz in ihrer articulösen Abtheilung verlieren, und von der Hauptsache fast nichts sagen. Natürlicher weise giebt es auch Deutsche, die diese Mode nachäffen. d. Uebers.

Fünftes

Fünftes Buch.

Von Beweisen. *)

(Cap. 8.)

Dieser Theil einer Rede, welcher ganz auf Kunst beruhet, und die Mittel der Ueberzeugung in sich begreift, wird gemeiniglich entweder ganz vernachläßiget, oder nur leicht berührt, von denjenigen, die über unangenehme und scharffe Materien wegsehen, und sich lieber bey lustigern Stellen aufhalten; eben so, als jene wie Dichter erzehlen, durch den Geschmack eines gewissen Krau-

tes

*) Dieser Abschnitt hat nicht nur in der Redekunst seinen grossen Nutzen, sondern auch in der Poesie, Geschichte, und beynahe allen Arten von Aufsätzen. Es lässet sich daraus eine wahre Characteristik lernen, welche besonders im Lustspiel, und Trauerspiel von so grossem Werth ist. Die Kunst Erzählungen warscheinlich zu machen, nach der Natur Begebenheiten, oder Erdichtungen einzuleiten, jeden nach seinem eigenen Character auftreten und reden zu lassen, studiert man aus keinem Buche besser, als aus diesem, und aus dem Buche der menschlichen Natur. d. Uebers.

tes bey den Lotophagen, und durch der Sirenen Gesang hingerissen die Wollust der Gesundheit vorzogen, folgen jene einem betrügerischen Bilde des Ruhms, und unterliegen in dem Siege der wahren Beredsamkeit. Man bewirbt sich nur um dasjenige, was in einem Flusse der Rede fortläuft, nur um die Nebenhülfsmittel und Zierathen der Beweise, und gibt den eigentlichen Nerven der Rede nur das äuserliche Ansehn eines Cörpers. z. B. wenn man etwa auf eine im Zorn, oder in Furcht, oder in heftiger Begierde ausgeübte That kömmt, so breitet man sich mit einem Schwall von Worten über die Natur eines jeden dieser Affecte aus. Auf eben die Art lobt, beschuldiget, vergrössert, verringert, beschreibt, schreckt, klagt, tröstet, ermahnet man. Eine solche Art von Beredsamkeit kann nur bey Gegenständen statt finden, die entweder gewiß sind, oder von denen man redet, als wenn sie gewiß wären. Ich bin zwar nicht ganz dawider, daß man auch etwas auf die Ergötzung sehe; aber das meiste kömmt doch dabey auf die Bewegung der Affecten an. Daß der Zuhörer bey sich fühlt, er habe aus einem Vortrage gelernet, wird man bloß durch Beweise, und durch die übrigen Mittel der Ueberzeugung bewirken.

Ehe ich diese aber in Gattungen abtheile, muß ich noch anmerken, daß sie alle insgesammt verschiedene Dinge mit einander gemein haben. Denn es läßt sich keine Untersuchung denken die

nicht

nicht entweder mit einer Sache, oder mit einer Person sich beschäftigte. Folglich finden keine Beweisstellen statt, als da, wo von Sachen oder Personen die Rede ist, und diese können nun entweder für sich oder im Verhältnisse mit andern betrachtet werden. Ferner giebt es keinen Beweis einer Wahrheit, ohne entweder aus dem vorhergehenden, oder aus Folgerungen, oder aus Widersprüchen gezogen, und diese müssen aus der vergangenen, oder aus der gegenwärtigen, oder aus der folgenden Zeit genommen werden. Auch kann keine Wahrheit anders bewiesen werden, als aus einer andern Wahrheit, und die ist entweder von grösserer, oder von gleicher, oder von geringerer Wichtigkeit.

Ferner sind alle Beweise entweder sichere, oder glaubliche, oder wenigstens muthmaßliche. Noch giebt es deren eine vierfache Gattung. Ich schliesse entweder so: weil dieses ist, so kann jenes nicht seyn, z. B. weil es Tag ist, so ist es nicht Nacht; oder so: weil dieses wahr ist, so ist auch ein anders wahr, z. B. weil die Sonne über dem Erdboden steht, so ist es Tag; oder so: weil das eine nicht wahr ist, so ist es das andere, z. B. weil es nicht Nacht ist, so ist es Tag; oder endlich so: weil dies nicht ist, so ist auch jenes nicht, z. B. weil das Thier kein vernünftiges Wesen ist, so ist es kein Mensch.

Von Folgerungen, oder Schlüssen.

(Cap. 10.)

Eine Folgerung nenne ich eine Art zu beweisen, da ein Satz, der zweifelhaft ist, durch einen andern, der nicht zweifelhaft ist, gewiß gemacht wird. Hieraus folgt, daß zu jeder Materie eines Satzes etwas zum Grunde liegen müsse, was keines Beweises bedarf. Denn sonst würde nichts seyn, womit man etwas darthun könnte, wenn nicht etwas da wäre, das entweder unleugbar, oder wahrscheinlich sey, und wodurch man zweifelhaften Sätzen Gewißheit verschaffte. Für gewiß halten wir aber erstlich dasjenige, was wir durch die Sinne wahrnehmen, z. B. hören, oder sehen; ferner das, worinnen ein allgemeiner Glaube übereinstimmt, z. B. daß ein Gott ist, daß man Eltern Liebe schuldig sey; ferner was wir aus Gesetzen aus Ueberzeugung wissen, Gewohnheiten wo nicht aller Menschen, doch desjenigen Staates, oder Volkes, in welchem man lebt: So beruhet in den Rechten das meiste nicht auf Gesetzen, sondern auf Gewohnheiten. Gewiß ist endlich dasjenige, worüber man auf beiden Seiten eins ist, was man angenommen hat, und kurz dasjenige welchem kein Gegner widerspricht. So ist z. B. folgendes eine richtige Folgerung: Da die Welt durch eine Vorsehung regiert wird, so muß ein Staat ordentlich verwaltet werden; wenn man das eingestanden, daß die Welt durch eine Vorsehung regirt werde.

Wer solche richtige Folgerungen machen will, muß mit der menschlichen Natur bekannt seyn, und wissen, was jeder Character gemeiniglich für Wirkungen äussere.

Wahrscheinlicher Folgerungen giebt es drey Arten. Die eine, die stärkste, faßt in sich, was nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur wahrgenommen wird, z. B. daß Kinder von ihren Eltern geliebt werden. Die andere ist schon entfernter: z. B. Wer heute noch recht gesund ist, wird morgen noch leben. Die dritte enthält wenigstens nichts widersprechendes: Ein Diebstahl im Hause ist begangen von dem, der in dem Hause war. — Daher hat Aristoteles im zweyten Buche seiner Rhetorik mit der größten Genauigkeit auseinander gesetzt, was jede Handlung, jeder Mensch eignes zu haben pflege; was die Natur jeder Sache jedem Menschen eigenthümlich gemacht, oder nicht gemacht habe, z. B. wer nach Reichthum, wer nach Ehre strebe, wer abergläubisch sey, was rechtschaffene Leute wünschen, was Böse begehren, wornach Soldaten, wornach Bauren trachten, nach welchem Maasse jedes pflege verabscheuet, oder verlangt zu werden. Allein ich lasse diese Untersuchung fahren. Denn sie würde hier zu viel Raum erfordern, ja unmöglich, und ohne Ende seyn. Ueberdem kömmt alles dabey auf das allgemeine Urtheil an. Sollte sie jemand dennoch vermissen, so habe ich gezeigt, wo er sie finden kann.*)

kann.*) — Alles wahrscheinliche aber, auf welches doch immer das Hauptwerk der Beweise ankommt, fliesset aus diesen Quellen: Ist es glaublich, daß der Vater vom Sohne ermordet, daß der Vater mit der Tochter Blutschande getrieben, daß die Stiefmutter sich der Vergiftung, der Schwelger sich des Ehebruchs schuldig gemacht habe, daß ein Verbrechen öffentlich verübt worden, daß jemand für eine geringe Summe falsch schwöret? u. s. w. Jeder von diesen hat seinen eigenen bestimmten Character; aber gemeiniglich nur, nicht immer. Sonst wäre alles unzweifelhaft gewiß, sonst bedürfte es keiner Beweise.

Izt wollen wir nun jeder Folgerung ihren eigenen Platz anweisen, das heißt, wo sie versteckt liegen, wo sie herzunehmen sind, auseinandersetzen. Denn so wie nicht in jedem Erdreiche alles

*) Diese vom Quintilian mit Recht so sehr gerühmte Abhandlung des Aristoteles würde eine deutsche Uebersetzung verdienen, wenn sie nicht schon übersetzt wäre. Der Herausgeber dieses deutschen Quintilians hat sie folgender Schrift als ein Anhang beygefügt. Ueber die Harmonie des Stils, nach dem Französischen des Herrn Marmontels. Leipzig und Bremen, bey J. H. Cramer. 1768 in 8. Vielleicht wird diese Uebersetzung als ein Anhang dem zweyten Theile des Quintilians beygefügt, wo sie ihren bestangewiesenen Platz hätte.

alles erzeugt wird, so wie man keinen Vogel oder kein Wild fangen wird, ohne zu wissen, wo jedes jung zu werden, und wo jedes sich aufzuhalten pflege, so wie einige Arten Fische in fliessenden andere nur in felsigten Orten des Wassers wohnen, und durch Gegenden und Küsten verschieden sind: eben so kömmt nicht jede Art Beweise zu führen, von allen Seiten, und man holt sie nicht nach Gefallen bald hier bald dort her. Sonst würde die Reise sehr weit und irrig seyn, ja nach erschöpfter Arbeit würde man ohne nachdenkendes Forschen nicht finden, was man suchte, ausser durch ein blindes Glück. Weiß man hingegen, wo jedes zu Hause gehört, dann siehet man leicht, was an ihm ist, wenn man dahin kömmt.

Vornehmlich leitet man also oft Folgerungen von Personen her, weil doch, wie gesagt, die ganze Abtheilung derselben auf Personen und Handlungen eingeschränkt ist. (Denn Bewegungsgrund, Zeit, Ort, Gelegenheit, Mittel, Art und Weise u. s. w. sind Nebenumstände der Handlungen.) Was nun aber Personen überhaupt angehen kan, das alles auseinander zu setzen, wie die meisten gethan haben, ist hier nicht meine Absicht, sondern nur das anzuführen, woraus sich Folgerungen ziehen lassen. *) Hieher gehört nun

 1) ihre

*) Rollin hat mit grossem Fleisse zu dieser Stelle Beyspiele aus den Reden des Cicero gesammelt, um

1) ihre Familie. Denn Kinder hält man gemeiniglich für ihren Eltern und Vorfahren ähnlich, und daher fliessen oft Gründe für ihr edles, oder schändliches Leben. 2) ihre Nation. Denn auch Völker haben ihren eigenthümlichen Character. Nicht einerley billiget der Ausländer, der Grieche, der Römer. 3) ihr Vaterland, weil auf gleiche Weise Gesetze, Sitten, Meinungen verschiedener Staaten ihre Verschiedenheit haben. 4) ihr Geschlecht. z. B. Ermordung ist glaublicher vom Manne, und Vergiftung glaublicher vom Weibe. 5) ihr Alter. Denn auch die verschiedenen Lebensalter haben ihr eigenthümliches. 6) Erziehung und Unterricht weil viel darauf ankömmr, von welchen Lehrern, und auf welchen Fuß jemand unterwiesen ist. 7) Aeussere Bildung des Cörpers. Denn oft läßt sich von der Schönheit desselben auf die Neigung zur

um zu zeigen, wie die Regeln angewandt werden müssen. Ich will sie hier alle nach den obigen Numern, abschreiben. 1) Verr. 7. N. 30. u. 136. Sext. N. 6. 2) und 3) Verr. 7. N. 166. Arch. N. 4. Flacc. N. 9 : 19. 4) Sext. N. 48. 5) Rosc. Amer. N. 39. Manil. Gesetz. N. 61. 6) Quint. N. 55. Philipp. Red. 2. N. 18. 7) Rosc. Amer. N. 135. Rosc. Com. N. 20. Pison. N. 1. 8) u. 9.) Quint. N. 93. Rosc. Amer. N. 133. 134. 10) Manil. Ges. N. 66. Pis. N. 41. Coel. N. 12. 11) und 12) Rosc. Amner. N. 175. Muren. N. 61 : 66. Coel. N. 45. 46.

zur Wollust, von der Stärke auf die Bosheit eines Menschen schliessen: Und eben so das Gegentheil aus dem Gegentheil. 8) Glücksumstände. Denn nicht einerley läßt sich vom Reichen und Armen glauben; nicht einerley, von dem, der eine Menge Verwandten, Freunde, Clienten hat, und dem, der nichts von diesen hat. Auch 9) der Stand macht einen gewissen Unterschied. Denn wie verschieden denken und handeln der Vornehme, und der Geringe, die Obrigkeitliche Person und der Privatmann, der Vater und Sohn, der Einheimische und der Fremde, der Freye und der Sclave, der Ehemann und der Hagestolz, der Kinder hat, und der sie nicht hat? 10) Ihre Gemüthsart. Denn der Geiz, der Jachzorn, die Weichherzigkeit, Grausamkeit, der gesetzte Ernst und dergleichen Eigenschaften bestimmen uns oft etwas gewisses ihnen beyzulegen, oder abzusprechen. Auch 11) auf die Lebensart der Personen muß man sehen, ob einer verschwenderisch, oder sparsam, oder ein Geizhals ist. Ferner 12) auf ihr Gewerbe. Denn der Bauer, der Advocat, der Kaufmann, der Soldat, der Schiffer, der Arzt, handeln alle und jeder unterschieden. 13) erfordert es Beobachtung, was eine jeder affectire zu scheinen, ob reich oder gelehrt, rechtschaffen, oder mächtig. Man bemerke dabey die vorige Art zu reden und zu handeln. Denn aus dem vergangenen pflegt man das gegenwärtige zu schätzen.

Ja einige wollen auch auf den Nahmen einer Person gesehen wissen. Allein das ist etwas zufälliges, und nichts läßt sich daraus schliessen. Daher ist jene Stelle des Euripides von Herzen frostig, wo der Bruder des Polynices den Nahmen desselben für ein Merkmal seines Characters ansieht.*) Aber zu Scherzen lieg hierinnen öfters Stoff, wie sich denn Cicero desselben gegen den Verres mehr als einmal bedient hat. — Dies sey genug von Personen. Alles, was sich hierüber sagen liesse, zu sammeln, ist so wenig hier, als anderswo möglich. Ich begnüge mich denen, die weiter forschen wollen, eine kurze Anleitung gegeben zu haben.

Ich gehe izt zu den Eigenthümlichkeiten der Handlungen über, und zwar zuerst, in so fern diese gewissen Personen zugeschrieben werden. Bey allen, was sich ereignet, frägt man insgemein, entweder warum? oder wo? oder wenn? oder wie? oder durch welche Mittel? es geschehen ist. Folglich nimt man zuerst aus den Bewegungsgründen der Handlungen Beweise für ihre Wahrheit her. Die können nun entweder in der Erwerbung, Vermehrung, Erhaltung, Nuzung des guten, oder in der Entfernung, Abwendung,

*) In den Phönissen, Vers. 640. „Wahrhaftig auf „göttlichen Wink gab dir dein Vater den Nahmen „Polynices, zur Vorbedeutung deiner Siege.„ d. Uebers.

dung, Verringerung, Vertauschung des bösen liegen. Allein dies sind nur Gründe für gute Handlungen; die bösen hingegen entstehen aus irrigen Meinungen. Denn ihr Ursprung liegt in demjenigen, was für gut oder böse gehalten wird. Daher entstehen die practischen Irrthümer, und die häßlichsten Leidenschaften,*) Zorn, Haß, Mißgunst, Geitz, Ehrsucht, Tollkühnheit, Feigheit, und mehrere dergleichen. Mannichmal liegt etwas zufälliges zum Grunde, z. B. Trunkenheit, Dumheit, und diese erhalten entweder Nachsicht, oder dienen zum Beweise eines verübten Streichs, z. B. wenn jemand, indem er einem nachstellet, einen ganz andern um das Leben bringt.

Auch vom Orte nimt man Gründe für die Wahrheit einer Begebenheit. Es kömmt darauf an, ob er bergicht oder eben, am Meere oder auf dem festen Lande, gebauet oder wild, bewohnt oder wüste, nahe oder fern, zu dem Plane des Thäters geschickt, oder demselben zuwider ist. Und dieses Stück finden wir mit der genauesten Sorgfalt vom Cicero in der Rede für den Milo bearbeitet. Einerley Handlung ist nicht an jedem Orte erlaubt, oder anständig. Daher ist daran gele-

*) Vergl. Cicero Verr. 6. N. 64. N. 4. 72. 74. 124. Sext. N. 47. v. den Pflichten 1. N. 105. 106. v. Alter. N. 39 : 41. Agrar. Ges. 2. N. 94. Verr. 4. N. 26. Philipp. 7. N. 19. und 8. N. 12. Ligar. N. 9.

gelegen, in welchem Staate etwas geschehen ist: denn sie sind durch Gesetze und Gewohnheiten verschieden. Auch zur Empfehlung oder zur Entwürdigung einer That dient die Erwehnung des Orts, wo sie geschehen. Ajax spricht beym Ovid: hier bey den Schiffen legen wir unsern Streit bey, und mit mir kämpft Ulysses. *) Dem Milo ward es unter andern vorgeworfen, daß Clodius von ihm bey den Denkmälern seiner Vorfahren getödtet sey.

Die Bemerkung der Zeit gehört ebenfalls hieher. **) Man nimt sie aber in doppelter Bedeutung, entweder allgemein, oder besonders. Die erstere wird also bezeichnet: Izt, ehemals damals, untern Alexander, nach dem Streite bey Troja, kurz man verstehet darunter vergangene, gegenwärtige, künftige Zeit. Die zweyte Bedeutung des Worts begreift sowohl festgesetzte Unterscheidungen z. B. im Sommer, Winter, bey Nacht bey Tage, als auch zufällige z. B. zur Pestzeit, im Kriege, bey Tische. Auf beyde muß man Rücksicht haben sowohl in Berathschlagungen als Lobreden, am meisten aber bey gerichtlichen. Aus dem, was vor einer Begebenheit, oder zu gleicher Zeit mit ihr vorgeht, oder was darauf folget, lassen sich leicht mancherley Arten

*) S. Metam. Libr. 13. 5.

**) In der Rollinischen Ausgabe ist diese ganze feine Distinction ausgelassen. d. Uebers.

Arten von Folgerungen abnehmen. z. B. Aus den vorhergehenden: Du droheteſt ihm den Tod, giengeſt des Nachts fort, und kameſt ihm in der Abreiſe zuvor; aus den damit verbundenen Zeitumſtänden: Man hörte ein Geräuſch, es ward ein Geſchrey erhoben; aus den folgenden: du hatteſt dich verſteckt, entfloheſt, man ſahe an dir blaue Stellen und Beulen. — Sehr genau muß man noch das bemerken, daß etwas geſchehen kann, wegen etwas andern, das nachher geſchiehet, oder wegen etwas vorher geſchehenen.

Der Zufall vertritt auch oft die Stelle eines Beweisſchluſſes. Ohne Zweifel gehört er mit zu dem, was auf eine Begebenheit folgt, hat aber doch hievon einen gewiſſen eigenthümlichen Unterſchied, wie, wenn ich ſagte: Scipio iſt ein gröſſerer Held, als Hannibal: denn er hat den Hannibal beſiegt. Ein guter Steuermann hat nie Schiffbruch gelitten. Ein guter Landmann thut reiche Erndten. Oder auch im Gegentheil: Er war ein Schwelger, erſchöpfte ſein väterliches, lebte ſchändlich, war allen Leuten verhaßt.

Man ſehe, beſonders bey wahrſcheinlichen Vermuthungen auf die gemachten Anſtalten etwas auszuführen. So z. B. iſt es glaublicher, daß wenige von vielen, ſchwächere von ſtärkern, ſchlafende, von wachenden, ſorgloſe von vorbereiteten ermordet worden. Das Gegentheil hievon gielt vom Gegentheile. Vornehmlich ſiehet man dar-

darauf: ob jemand gewollt, ob er gekonnt habe. Auch der Wunsch setzet den Willen voraus. Daher jene Vermuthung beym Cicero, daß Clodius dem Milo, nicht dieser dem Clodius nachgestellet habe: Jener war mit handvesten Sclaven, dieser mit einer Begleitung von Frauenzimmern umgeben; jener zu Pferde, dieser im Wagen; jener ganz ledig, dieser mit Gepäck beschwert. Hieher gehöret auch noch das Mittel, wodurch etwas geschiehet, und die Art und Weise.

Bey allen Handlungen aber, über deren Werth und Eigenschaft man redet, und welche man, ohne Rücksicht auf die Personen und übrigen Umstände für sich betrachten kann, muß man noch auf drey Stücke vorzüglich sehen: ob, was, und von welcher Art sie sind. Weil einige Beweisplätze allen gemeinschaftlich sind, so lassen sie sich nicht wohl in diese drey Gattungen abtheilen, und daher ist es besser, daß man jedes dieser drey Stücke an seinem zufälligen Orte auseinandersetzt.

Man zieht daher Folgerungen aus der Definition, und das auf eine doppelte Art. Entweder untersucht man bloß, ob dies, oder jenes eine Tugend sey, oder man zeigt durch eine vorangeschickte Definition, was Tugend sey. Und das letztere faßt man entweder überhaupt in Worten zusammen; z. B. Die Redekunst ist die Wissenschaft

schaft wohl zu reden; oder man nennt ihre Theile: die Redekunst ist die Wissenschaft richtig zu erfinden, zu ordnen, mit fertigem Gedächtnisse, und mit Würde des Anstandes, schön zu reden. Ferner beschreibt man etwas entweder nach seiner Wirkung, oder durch die Herleitung des Worts.

Bey jeder Definition liegt zum Grunde: die Art, die Gattung, das Unterscheidungsmoment, und die Eigenthümlichkeit, und aus allen diesem lassen sich Beweise führen. Die Art dient im geringsten nicht dazu, die Gattung zu beweisen, wohl aber sie zu verwerfen. z. B. weil dies ein Baum ist, so ist es ein Ahornbaum; das gilt nicht: aber, weil dies kein Baum ist, so ist es kein Ahorn, oder was keine Tugend ist, ist mit nichten auch Rechtschaffenheit. Folglich muß man von der Art bis zur letzten Gattung herabsteigen. z. B. Der Mensch ist ein beseeltes Wesen: das ist nicht hinlänglich, denn es ist nur eine Art zugesetzt: ein sterbliches; das ist nun zwar eine Gattung, allein die Erklärung kömmt doch mehrern gemeinschaftlich zu: ein vernünftiges; nun bleibt nichts übrig, das, was man will, zu bezeichnen. Im Gegentheil trägt die Gattung viel dazu bey, die Art zu beweisen, wenig, es zu verwerfen. Denn was Rechtschaffenheit, das ist Tugend, eben so wie Muth, Enthaltsamkeit, Standhaftigkeit. Niemals muß also die Art von seiner Gattung abgesondert werden, es müßte denn seyn, daß sich alle darunter begriffene Gattungen entfernen liessen, z. B. was

nicht

nicht unsterblich ist, nicht sterblich, das ist auch kein beseeltes Wesen. — Diesem fügt man noch das eigenthümliche, und das unterscheidende eines Dinges bey. Durch jenes wird die Erklärung bestärkt, durch dieses gehoben. Eigenthümlich ist einem Dinge entweder das, was ihm allein zukömmt, wie dem Menschen die Sprache, das Lachen, oder was ihm beständig, aber nicht allein, zukömmt, wie dem Feuer das Erwärmen. Ein und eben dieselbe Sache kann mehr Eigenthümlichkeiten haben, z. E. das Feuer leuchtet, und erwärmet. Hieraus folgt, daß der Mangel des eigenthümlichen eine Definition aufhebt, nicht aber, daß das eigenthümliche, wenn es da ist, eine Definition bestätiget.

Es giebt noch eine Art von Beweisen, aus der Entfernung (Remotion) wodurch etwas entweder für gänzlich falsch, oder das, was übrig bleibt, für wahr erklärt wird. z. B. Du sagst, du habest Geld ausgeliehen: Nun hast du es entweder selbst gehabt, oder von jemand bekommen, oder gefunden, oder gestohlen; Hast du es aber nicht zu Hause gehabt, nicht von einem andern erhalten, und so weiter nicht, so hast du auch nichts ausgeliehen. — Diese Art ist aber immer mislich, und muß mit der äussersten Sorgfalt behandelt werden, weil bey Auslassung eines einzigen möglichen Falles, der ganze Beweis lächerlich wird, und ungültig wird. Sicherer ist, was Cicero in der Rede für den Cecina thut, wo er frägt:

Wenn

Wenn dies keine gerichtliche Klage ist, welche soll es denn seyn? Denn da wird alles andere ausgeschlossen; oder auch, wenn man nur zween einander entgegen gesetzte Puncte ansetzt, von welchen einer die Sache hinlänglich entscheidet, dergleichen ist folgendes beym Cicero: **Niemand wird so unbillig gegen den Cluentius denken, daß er mir nicht eins zugestehen sollte, nemlich, daß, wenn das Gericht gewiß bestochen ist, es entweder vom Habitus oder vom Oppianicus bestochen sey. Zeige ich, es ist nicht vom Habitus, so folgt, daß es vom Oppianicus; beweise ich, daß es vom Oppianicus bestochen sey, so spreche ich den Habitus frey davon** *)

Eine andre Art Folgerungen **) sind 1) aus ähnlichen Gegenständen. Wenn genügsam seyn Tugend ist, so ist es auch eine, enthaltsam seyn. 2) aus unähnlichen. Nicht, wenn Freude etwas Gutes ist, so ist es auch die Wollust. Nicht was der Mutter erlaubt, ist auch dem Sohne verstattet. 3) vom Gegensatze: Frugalität ist ein

*) Cap. 23 in der Rede für den Cluentius.

**) 1) Cic. Cluent. N. 67. Muren. 4. Sext. 24. u. 25. Manil. Ges. 22. Philipp. 2. N. 115. und 8. N. 153. 2) Muren. N. 19 ; 22. Planc. N. 68. 3) Coel N. 31. Cluent. N. 135.

ein Gut, Schwelgerey also ein Uebel. Ist der Krieg Ursach des Unglücks, so ist der Friede Verbesserung des Zustandes. Wenn der Verzeyhung verdient, der wider Vorsatz schadet, so verdient der keine Vergeltung, der wider Vorsatz nützet.

Vergleichungssätze heißt man diejenigen, welche etwas grösseres aus dem geringern, das geringere aus dem grössern, und gleiches aus gleichem beweisen, z. B. aus einem grössern: Wer Kirchenraub begeht, wird auch Diebstahl begehen. Ist es erlaubt, einen Ehebrecher zu tödten, so darf man ihn auch mit Peitschen hauen; aus einem geringern: Wer leicht, und frech uns ins Gesicht lügt, der ist auch zum Meineide fähig. Darf man einen nächtlichen Dieb todtschlagen, wie viel mehr einen Strassenräuber; aus einem gleichen: Wer Geld annimt über eine Sache zu richten, der wirds auch nehmen für ein falsches Zeugniß. Die Strafe, die wider den Vatermörder gerecht ist, ists auch wider den Muttermörder. — Die ganze Kunst so zu folgern beruhet auf Syllogismen.

Dies sind ohngefehr die Beweisplätze überhaupt genommen. Sie nur obenhin anzuführen, ist unzulänglich, weil aus jedem derselben eine unzähliche Menge Folgerungen erwächset; und sie nach ihren einzeln Untergattungen aus einander zu setzen leidet selbst ihr weiter Umfang nicht. Die dies letztere gewagt haben, sind dadurch in

zwo Unbequemlichkeiten verfallen, daß sie zu viel sagten, und doch nicht alles. Daher auch die meisten Lehrlinge, welche in diese unauflößlichen Netze sich verstrickten jeden guten Entschluß, den ihnen ihr Genie noch eingab, gefesselt an die ewigen Bande der Regeln, verloren, und indem sie nur immer auf ihren Lehrer sahen, der besten Führerin, der Natur, zu folgen aufhörten.

Das sage ich nicht, um die ganze Anweisung, wie man Folgerungen und Beweise bilden müssen, für unnütz zu erklären, sonst würde ich sie nicht selbst mitgetheilt haben; sondern nur, damit diejenigen, die diese Kunst verstehen, sich durch dieselbe nicht so fort für vollkommen und unverbesserlich halten, wenn sie gleich alles übrige vernachläßigen, und damit sie lernen, daß sie nur eine gewisse stumme Wissenschaft gefaßt haben, in so fern sie nicht auf den übrigen Theil der künftigen Vorschriften ihren Fleiß wenden. Nicht durch Theorien ist die Kunst zu folgern erfunden, nein, es war schon jede Regel angewandt, ehe sie gegeben ward, ehe sie die Kunstrichter bemerkten, und sammelten. Der Grund davon ist dieser, weil sie sich alle die Beyspiele der Alten zu Nutze machen, und sie von den Rednern hernehmen; sie selbst erfinden nichts neues, nichts, was nicht schon gesagt sey. Die Meister bleiben immer die, welche zuerst Muster waren; Dank aber muß man auch denen wissen, durch welche uns die Mühe, selbst zu sammeln, benommen ist.

Was jene zuerst durch Güte ihres Genies einzeln erfanden, dürfen wir izt nicht mehr so sorgfältig aufsuchen; es ist alles bekannt. Doch das ist eben so wenig zur Kunst hinlänglich, als wenn man Fechten lernt, und nicht zugleich durch häufige Uebung, Mäßigkeit, Wahl der Speisen, und vor allen andern durch die Natur selbst dazu unterstützt wird; so wie wiederum auch alles dieses ohne Anweisung keinen Vortheil schafft. Noch eins, welches die Verehrer der Wohlredenheit sich merken mögen, ist dieses; daß man nicht alles angeführte in allen Arten von Aufsätzen antreffen werde, und daß, wenn sie irgend einen Stoff zu bearbeiten haben, sie nun nicht alles so genau dazu aufspüren, und gleichsam von Thür zu Thür anklopfen. Die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften würde eine unendliche Langsamkeit erfordern, wenn man immer gezwungen wäre, so oft man einen eigenen Versuch machen wollte, durch Probiren zu erfahren, was hier eben schicklich, und angemessen sey. Ich weis nicht, ob nicht auch selbst die Menge der Vorschriften dem Genie hinderlich sind, wenn nicht eine gewisse angeborne und durch Fleiß mehr erhöhte Munterkeit des Geistes dasselbe auf geradem Wege zu demjenigen hinleitet, was für den jedesmaligen Stoff das beste ist. Denn so wie eine genaue Harmonie der Stimme mit den Saiten die Music sehr erhebt, hingegen wenn eine langsamere Hand zittert und nicht gewiß weiß, welche Saite sie bey jedem Tone berühren müsse, man besser thäte, sich

sich mit der simpeln Art zu singen zu begnügen: eben so muß die Theorie unserer Kunst den Regeln und dem musicalischen Instrumente angemessen seyn. Nur aber durch fortgesetzte Uebung gelangt man zu solcher Vollkommenheit, daß, wie die Hand jener Künstler, wenn sie gleich anderswo hinsehen, durch die Gewohnheit zu tiefen, hohen, und mittleren Tönen greift, daß auf gleiche Weise die grosse Mannichfaltigkeit und Menge der Regeln den Geist des Schriftstellers nicht aufhält, sondern sich selbst anbietet, und auf dem Wege begegnet, und daß, gleich wie Buchstaben und Sylben nicht eine Anstrengung der Gedanken beym Schreiben erfordern, so auch die Vorschriften der Kunst von selbst in der Ausübung geläufig werden.

Von Beyspielen.

(Cap. 11.)

Ein Beyspiel ist die Anführung einer Begebenheit, die zur Ueberzeugung von demjenigen, was man abhandelt, nützlich ist. Dabey muß man darauf sehen, ob es ganz mit unserm Gegenstande übereinkömmt, oder nur zum Theil, damit man entweder alles von demselben nehme, oder nur dasjenige was zum Zwecke dienlich ist. Ganz ähnlich ist z. B. dieses: Mit Recht ist Saturnin getödtet, gleich wie die Gracchen. Abstechend ist folgendes: Brutus ermordete seine Söhne, die mit Verrätherey umgiengen; Man-

lius bestrafte die Tapferkeit seines Sohnes mit dem Tode. Ein entgegengesetztes: **Marcell** stellte den **Syracusern**, seinen Feinden, ihre Kostbarkeiten wieder her; **Verres** nahm sie ihnen, seinen Verbündeten, ab. Auch wenn man von künftigen Dingen redet, thut die Erwähnung ähnlicher geschehener Fälle eine gute Wirkung, wie wenn jemand von einem **Dionys** sagte, daß er darum sich nach Beschützern seines Lebens umsehe, damit er durch ihre Waffen unterstützt die Herrschaft an sich reisse, so könnte er dieses Beyspiel anbringen, daß einst auf gleiche Weise **Pisistrat** zur Herrschaft gelangt sey.

So wie aber Beyspiele mannichmahl ganz mit unserm Gegenstande übereinkommen, wie das eben angeführte so leitet man auch oft aus dem **grössern, das minder grosse, und aus dem geringern das grössere** ab. Wenn wegen verletzter Ehebande Städte zerstöret sind, was soll man denn dem Ehebrecher thun? Die Römischen Stadt Musicanten wurden im Nahmen des Staats zurückberufen, als sie fortgegangen waren: wie vielmehr müssen grosse Staatsmänner, die sich um die Republic verdient gemacht, aus dem Exile, dahin sie dem Neide aus dem Wege gegangen sind, zurückgebracht werden? Zur Erinnerung dienen vorzüglich ungleiche Exempel. Bewunderungswürdiger ist die Tugend in der Frau, als im Manne. Wollte man daher jemanden zu ei-

ner muthigen That entfachen, so würden die Exempel eines Horatius oder Torquats nicht soviel Gewalt haben, als das Exempel jenes Weibes durch dessen Hand Pyrrhus getödtet ward; und nicht so viel ein Cato oder Scipio, als eine Lucretia, wenn man zum heldenmüthigen Tode anfeuern will. Diese Beyspiele sind vom geringern zum grössern geleitet.

Lasset uns hier von allen Arten Beyspiele aus dem Cicero (denn woher mit mehrerem Rechte?) hersetzen: Eine vollkommne Aehnlichkeit hat folgendes in der Rede für den Muräna: Mir selbst ist es begegnet, daß ich mich mit zween Patriciern, dem boshaftesten und verwegensten, als dem einem, dem sanftmüthigsten und bravesten Manne, als dem andern, zugleich bewarb: dennoch stand ich an Würde dem Catilina, an Liebe dem Galba vor. Ein grösseres als das Beyspiel für eine geringere Sache, aus der Rede für den Milo: Man hält es für unrecht, daß derjenige noch das Tageslicht sehen darf, der es gesteht, daß er einen Menschen ermordet habe. In welchem Staate behaupten das aber die närrischen Menschen? In demjenigen, welcher das erste Todesurtheil über den muthigsten Helden, den Horatius fällen sah, der, ohngeachtet der Staat noch nicht frey war,

durch die Comitien des Römischen Volks befreyet wurde, ob er gleich es gestand, daß er seine Schwester mit eigner Hand entleibet hätte. Ein geringeres für eine grössere Sache: Ich tödtete, nicht einen Spurius Melius, der durch wohlfeilen Verkauf des Korn, durch Aufopferung seines Vermögens, und weil er das Volk gar zu sehr zu gewinnen suchte, in den Verdacht verfiel, daß er nach dem Königreiche trachtete, u. s. w. Die ganze Stelle gegen den Clodius gehört hieher.

Ein kurzes Beyspiel eines völlig entgegengesetzten Falles ist folgendes beym Virgil.

Aber nicht er, von dem du gezeugt dich lügest, Achilles,
Nicht er handelte, als Feind, so feindlich gegen den Priam, *) —

Bringt man Beyspiele aus der Geschichte an, so muß man sie vollständig erzählen, wie Cicero für den Milo: Als ein Kriegstribun bey der Armee des C. Marius einem Soldaten die Ehre der Keuschheit entreissen wollte, ward er von diesem, dem er Gewalt

*) S. Aeneid. Libr. II. v. 540.

walt anthat, ermordet. Denn der Jüngling wollte lieber etwas gefährliches thun, als etwas schändliches dulden. Ihn aber, der vom Verbrechen frey war, befreyete auch jener grosse Mann von der Gefahr. Einiges zeigt man nur an, wie eben derselbe an eben dem Orte: Müßte nicht ein Servilius Ahala, oder P. Nasica, oder L. Opim, oder, unter meinem Consulat, der ganze Senat, müßten diese nicht alle für Verbrecher gehalten werden, wenn es Verbrechen wäre, Bösewichter zu tödten. Solche Geschichten bringt man nach demjenigen Maasse an, nach welchem sie bekannt sind, oder nachdem es der Nutzen oder Schmuck des Aufsatzes fodert.

Eben die Bewandniß hat es mit Exempeln die man aus den Fabeln der Dichter entlehnt, nur haben sie weniger Gewicht eine Wahrheit zu bestärken. Wie man sich ihrer aber bedienen müsse, zeigt uns eben der vortreflichste Redner und Lehrer der Beredsamkeit: Darum haben, meine Herrn, die gelehrtesten Männer nicht ohne Grund auch durch erdichtete Fabeln der Nachwelt es aufbewahret, daß derjenige (Orestes,) der um den Vater (Agamemnon) zu rächen die Mutter (Clytemnästra) tödtete, nach so mannichfaltigen Aussprüchen der Leute, endlich nicht nur durch einen menschlichen, sondern selbst

durch den Ausspruch der weisesten Göttin, freygesprochen sey. *)

Auch jene Fabeln, welche, ob sie gleich nicht ihre Entstehung vom Aesop haben, (denn ihr erster Verfasser scheint Hesiodus zu seyn) dennoch unter dem Nahmen des Aesop am meisten bekannt sind, vermögen Eindruck auf die Gemüther, besonders der ungelehrten, zu machen. Man hört sie, weil sie Erdichtungen sind, desto lieber, und getäuscht durch das Vergnügen, welches sie erwecken, giebt man der Wahrheit, die sie lehren, Beyfall. Ja die Geschichte nennt uns den Menenius Agrippa, der das Volk mit den Vätern wieder versöhnte durch jenes bekannte Mährchen von den Gliedern des Cörpers, die wider den Bauch sich empören. Auch Horaz hat diese Gattung der Dichtkunst nicht für zu niedrig gehalten, indem er sie selbst in folgenden Versen bearbeitet: **)

Was einst der kluge Fuchs zum kranken Löwen sagte.

Nächst

*) Alle diese Beyspiele sind aus der herrlichen Rede des Cicero für den Milo genommen S. Cap. 4. 3. n. 9. et 8.

**) s. *Epist.* B. I. 1. V. 73. *Olim quod vulpes aegroto cauta leoni etc.* Man siehet aus dieser Stelle des Quintilian, was die Alten von der bey

Nächst diesen hat die Vergleichung den größten Nachdruck eines Beyspiels, und vornehmlich, diejenige, die ausser aller Mischung mit Metaphern aus fast gleichen Gegenständen genommen wird: So wie diejenigen, welche auf dem Marsfelde für ihre Stimmen Geld nehmen, den Candidaten, deren Thaler sie für unterdrückt halten, am gehäßigsten sind, eben so verfuhren die dem Verklagten feindseligen Richter. Die Parabel, welche Cicero eine Zusammenstellung (*Collatio*) nennt, pflegt die Dinge, welche verglichen werden, weiter herzuhohlen. Man sieht aber nicht nur auf die Aehnlichkeit in den Handlungen der Menschen: wie z. B. Cicero für den Muräna: Wenn die, welche aus dem hohen Meere in den Hafen fahren, den eben herausschiffenden mit grosser Genauigkeit die zu fürchtenden Stürme, Räuber, und gefährlichen Stellen vorher-

bey uns so geliebten Fabel gedacht haben: Ganz lustige Mährchen, die für Bürger und Bauern gut genung sind, und womit man sie auch überreden kann. — Sollte aber unser Rhetor nicht jene feinere Ausbildung dieses an sich so einfachen Products des Genies, sollte er nicht die Phädrinische Fabel gekannt haben? Vielleicht hat er sie gekannt, und einem Freygelaßnen nicht die Ehre thun wollen ihn zu citiren: Vielleicht auch nicht, weil sie entweder nicht bekannt, oder — wie Christ meinte — gar nicht da waren. d. Uebers.

herzusagen pflegen; wenn es die Natur mit sich bringt, daß man denen gut ist, welche eben die Gefahren die man überstanden hat, erst antreten: wie soll ich mich denn gegen einen Mann betragen, ich, der ich nach grossem Ungemach endlich Land sehe, gegen ihn, der, wie ich voraus weiß, die heftigsten Stürme wird erdulden müssen? Auch von stummen und leblosen Dingen, nimt man solche Vergleichungen, wie, wenn man zeigen wollte, daß man sein Herz ausbilden müsse, und sich der Aehnlichkeit eines Landes bediente, welches vernachläßigt Diesteln und Dornen gebauet, aber Früchte hervor bringt, oder, wenn man zur Sorge für das gemeine Wesen ermahnete, und zeigte, daß auch Bienen und Ameisen, nicht nur stumme sondern auch kleine Thierchen, für ihr gemeinschaftliches Wohl arbeiten. Von dieser Art ist jener Ausspruch des Cicero: So wie unser Cörper nicht ohne den Geist, also kann der Staat nicht ohne Gesetze, seine Theile, gleichsam als Nerven, Blut, und Gliedmassen, nutzen. Wie er sich hier in der Rede für den Cluentius eines Gleichnisses vom menschlichen Cörper bedient, eben so bedient er sich für den Cornel eines von Pferden, und für den Archias eines vom Felsen hergenommenen. Jene Gattungen vom Gleichnissen, wie gesagt, sind uns näher vor Augen, z. B. Wie Botsknechte nichts ohne Steuermann,

so

so können Soldaten nichts ohne Anführer ausrichten.

Der Schimmer der Vergleichungen kann uns aber auch blenden, und daher muß man immer mit Beurtheilung wählen. Nicht so, wie ein neues Schiff besser, als ein altes ist, ist es mit der Freundschaft; nicht, wie die Dame lobenswürdig ist, die mit ihrem Gelde vielen reichlich dienet, so auch, die mit sich selbst freygebig ist. Hier ist nur Aehnlichkeit in den Worten Freygebigkeit, und Alter, die Gegenstände selbst sind weit verschieden: freygebig seyn mit Gelde, und freygebig mit der Schamhaftigkeit. Daher untersuche man bey solchen Fällen immer sehr genau, ob das verglichene, das man anbringt, wirkliche Aehnlichkeit habe.

Eben diese Vorsicht wird bey jenen Socratischen Fragen *) erfordert, um nicht unüberlegt zu antworten. So antwortete Xenophons Gemah-

*) Die so genannte Socratische Ironie ist bekant genug. Die Schriften Plato und Xenophon sind voll davon. Sie bestand in Fragen, durch deren Beantwortung Socrates, und seine nachherigen Schüler, diejenigen, mit denen sie sich unterredeten unvermerckt dahin brachten, daß sie alles zugeben mußten. Man könte diese Socratische Methode ganz ungemein nützlich für die Aufklärung des jugendlichen Geistes machen,

Gemahlin beym Aeschines der Aspasia sehr schlecht. Cicero hat die Stelle also übersetzt: Sagen Sie mir, Gemahlin Xenophons, wenn Ihre Nachbarin schöneres Gold hätte, als Sie haben, würden Sie Ihrer Nachbarin, oder Ihr eignes lieber haben wollen. „Der Nachbarin ihres sagte sie.„ Wenn sie aber ein Kleid, oder sonst einen Frauenzimmer Schmuck von grössern Werthe hätte, als Sie, würden Sie den Ihrigen, oder den fremden lieber besitzen wollen. „Den Fremden, war die Antwort. Nun gut, wenn sie aber einen bessern Mann hätte, als Sie, wolten Sie dann auch Ihren Mann lieber behalten, oder der Nachbarin ihren haben? Hier ward die Dame roth. Sie hatte Ursach roth zu werden. Unüberlegt hatte sie geantwortet, sie wolle lieber fremdes Gold, als eigenes: und das ist ein unerlaubter Wunsch. Hätte sie gesagt, sie wolle am lieb-

chen, wenn man sie öftrer gebrauchte, und die Schüler dadurch gewöhnte, auf alles aufmerksamer zu werden. Man frage sich à la Socrates, und wenn sie endlich Ungereimtheiten zugestehn müssen, weil sie sich mit den ersten Antworten nicht in Acht genommen, so zeige man ihnen, wo sie gefehlt, und suche sie durch die Folge des Lächerlichen scharfsinniger zu machen. Mich wundert, daß noch kein Pädagoge diese Socratische Ironie von dieser Seite her empfohlen.

liebsten, daß ihr eignes Gold so gut wäre, als das fremde, so hätte sie, ohne sich zu schämen, auch antworten können, sie wolle lieber, daß ihr Gemahl eben so gut seyn mögte, als der bessere wäre.

Von aussenher bringt man das geltende Zeugniß eines andern in seinen Stoff, z. B. was ganze Völker und Nationen, weise Männer, berühmte Staatsmänner, grosse Dichter über eine Sache geurtheilt haben. Selbst alltägliche Aussprüche, Sprüchwörter, die durch eine gemeine Ueberzeugung für richtig erkannt sind, können als Zeugnisse angebracht werden, und nicht ohne alles Gewicht. Denn sie sind dadurch selbst desto wirksamer aufs Herz, weil sie nicht zu unserm Stoffe eigentlich erdacht, sondern von Gemüthern die frey von allem partheyischen Hasse oder Liebe waren nur deswegen gesagt wurden, weil sie für richtig und edel gehalten wurden. Wenn ich über die Beschwerlichkeiten des Lebens redete, sollte mich da nicht die Ueberzeugung der Völker unterstützen, welche einen neu gebornen Menschen mit Wehklagen empfangen, gestorbene mit Freudenbezeugungen begleiten? Oder will ich einem Zuhörer mitleidige Erbarmung empfehlen, sollte es nicht helfen, wenn ich erzählte, daß der weiseste Staat der Athenienser das Mitleiden nicht für eine Gemüthsbewegung, sondern für eine Gottheit hielt?

Sollten

Sollten wir nicht jene Sprüche der sieben Weisen für gute Lebensregeln halten können? Und wie viele Schriften sind nicht mit den Sentiments der Dichter angefüllt? ja selbst die Schriften der Philosophen, die ohngeachtet sie alles ihren eignen Vorschriften nachsetzen, dennoch sich nicht schämen aus Versen Zeugnisse für ihre Wahrheiten herzunehmen. Auch ist jenes Beyspiel in der Geschichte nicht unbekannt, daß einst die Megaräer von den Athenern, als sie über Salamis stritten, durch einen einzigen Vers des Homers besiegt worden, welcher Vers nicht einmal in allen Ausgaben des Homers gefunden wird, und anzeigt, Ajax habe seine Schiffe mit den Athenischen verbunden. *)

Auch allgemein als richtig aufgenommene Sprüchwörter dienen eben darum, weil ihre Verfasser unbekannt sind, statt aller andern Beyspiele, dergleichen ist dies: **Wo Freunde sind, da sind Reichthümer, und das Gewissen vertritt die Stelle von tausend Zeugen.**

Beym

*) Plutarch erzählt im Leben des Solons, daß dieser jenen Vers in den Homer eingeschoben, und den Streit gewonnen habe. Er steht, Iliad. B. 2. V. 562. — Ueber den Gebrauch dichterischer Stellen, wie auch ganz eigner Erdichtungen, Sprüchwörter, und s. w. findet man viel gutes in Aristoteles Rhetor. B. 2. C. 20. und 21. d. Uebers.

Beym Cicero: Gleich und gleich gesellt sich, nach dem alten Sprüchworte, gern. Alle Sprüche von dieser Art würden nicht zu ewigen Zeiten gedauert haben, wenn sie nicht allgemein für wahr gehalten würden.

Anwendung der Beweisgründe.

(Cap. 12.)

So viel konte ich für izt entweder von andern schon gesagtes, oder durch eigne Uebung erfundenes über die Kunst zu beweisen beybringen. Ich denke selbst von mir nicht so zuversichtlich, daß ich behaupten sollte, diese Materie sey erschöpft; ich ermuntere vielmehr zum weitern Nachforschen, und bin gewiß, man wird noch Zusätze machen können, welche aber wenigstens nicht viel von dem hier gesagten verschieden seyn werden. Izt will ich noch mit wenigem hinzuthun, wie man die bisherigen Vorschriften anwenden müsse.

Die stärksten Beweisgründe für eine Wahrheit muß man einzeln, und mit Nachdruck einschärfen, und die schwächern häufen. Denn jene, die für sich schon fest sind, bedürfen nicht der Unterstützung der nahe angrenzenden, um ihre Stärke zu äussern; diese, die ihrer Natur nach schwach sind, werden durch wechselsweise mitgetheilte Hülfe, unterstützt. Sind sie daher nicht wirksam, weil sie nicht von grossem Gewichte sind, so werden sie es seyn, weil mehrere zum

gleichen Erweise abzweckende bey einander gesetzt sind, z. B. wenn es von jemanden hiesse, er habe um einer Erbschaft willen einen Menschen getödtet: du hofftest eine Erbschaft, und eine reiche Erbschaft, und warest arm, und wurdest damals von deinen Gläubigern vorzüglich gedrungen, und hattest ihn eben beleidigt, dessen Erbe du warst, und wußtest, daß er sein Testament ändern werde. Alles ist für sich allein hier unbedeutend; zusammengenommen aber macht es scharfen Eindruck, ob wohl nicht, wie ein Donnerschlag, doch wenigstens wie ein Hagelwetter.

Manche Beweise sind ohne Gesellschaft anderer nicht hinlänglich. z. B. Wollust ist der Bewegungsgrund eines verübten Verbrechens, so muß man die Gewalt derselben zeigen, oder Zorn, so muß man beweisen, wie viel eine solche Leidenschaft über die Herzen der Menschen vermag. Dann erst wird dies seine rechte Stärke beweisen, und mehr wahre Schönheit haben, wenn man die Glieder nicht nackt, und gleichsam vom Fleische entblößt zeigt. Viel kömmt auch darauf an, wenn man den Beweis eines gegen jemand genährten Hasses führt, auseinander zu setzen, ob er sich vom Neide, oder von einer Beleidigung, oder vom Ehrgeitze herschreibt, ob er verjährt, oder neu gewesen, ob er einen geringern, oder gleichen, oder höhern am Stande, einen fremden, oder bekannten zum Gegenstande gehabt habe. Alles dies hat seine eigene Behandelungsmanier,

und muß zum Vortheil derjenigen Parthey, (oder Wahrheit) die man vertheidigt angewandt werden. Nicht aber mit allen möglich zu erfindenden Beweisen muß der Zuhörer belästiget werden, weil das Eckel erregt, und wegen der Wahrheit des Vortrags selbst Zweifel zurückläßt. Der Zuhörer kann unmöglich dasjenige für nachdrucksvoll halten, was uns selbst, die wir reden, unzulänglich vorkommt. In unleugbaren Sätzen argumentiren ist eben so thörigt, als ein schwaches Licht in die leuchtende Sonne hineintragen wollen.

Man frägt, ob die nachdrücklichsten Argumente die erste Stelle, um die Gemüther zu überfallen, oder die letzte Stelle, um sie völlig niederzuschlagen, oder unter einander vertheilt, die erste und letzte Stelle einnehmen müssen, so wie in jener Homerischen Schlachtordnung, in der Mitte, die schwächern Truppen standen*,)

*) Nestor stellete seine Schlachtordnung auf diese Weise s. Homers Iliade B. 4. V. 297. Xenophon läßt seinen Cyrus es eben so machen, (Cyrop. B. 5. S. 519. Hutchinsons Ausg.) und hält es sowohl zum glücklichern Streite, als zur Verhinderung des Fliehens für vortheilhaft (Vgl. Memor. Socr. B. 3. C. 1.) Ueberhaupt ist zu merken, daß die meisten Regeln der alten Rede- und Dichtkunst von dem Kriegswesen, oder der Gymnastik abgezogen wurden. S. *Cic.* de orat. 2 77. d. Uebers.

oder ob der Beweis von unten auf wachsen müsse. So wie es die Natur des Gegenstandes erfodert, muß alles geordnet werden, mit der einzigen Ausnahme, wie ich glaube, daß die Rede nicht vom wichtigsten zum unbedeutenden herabfallen muß.

Ich getraue mir zwar nicht zu sagen, daß ich in dieser Materie von Beweisen alles angeführt habe, aber doch gewiß das vornehmste; und dies mußte mit desto genauerer Sorgfalt geschehen, weil die Declamationen, durch welche wir zur Beredsamkeit gleichsam als mit Rappiren vorbereitet zu werden pflegten, schon längst von dem wahren Modell der Kunst gewichen sind, nur bloß zur Ergözung gemacht, und ohne allem Nachdruck sind. *) — Immerhin mögen die vollen Hörsäle diese geile Beredsamkeit mit Wohlgefallen billigen: ich werde nie etwas für Beredsamkeit halten, was nicht in sich selbst das Merkmal eines gesezten, unverdorbenen, daß ich nicht sage eines edeln

*) Man muß sich hier an diejenigen Reden erinnern, welche im eigentlichsten Sinne Declamationen hiessen, und entweder als Vorübungen über erdichtete Gegenstände, oder als Reden zum Vergnügen von jungen Rednern in öffentlichen Hörsälen gehalten wurden. Hier suchte man den Beyfall der Menge, und gab den Reden allen Reiz und alle Pracht, wodurch man als Redner schimmern konte. Dergleichen Reden nannte man *Ostentationes*, griechisch ἐπιδείξεις.

edeln und heiligen, Mannes äussert. Sind wohl je vortrefliche Bildhauer, oder Mahler, wenn sie schöne Cörper aushauen, oder zeichnen wollten, in den Irrthum verfallen, daß sie einen Bagoas, oder Megabyzus zum Modell ihres Werks erwähleten? Niemals; sondern sie haben vielmehr jenen Schildträger des (Polyclets) zum Kriege und zur Gymnastic gleich geschickt, oder andre streitbare Jünglinge und Fechter für wahrhaftig schöne Cörper gehalten: und wir, die den Redner zu bilden uns bemühen, sollten nicht die Waffen sondern nur die Trommeln der Beredsamkeit reichen?

So mache sich dann unser Jüngling, so viel er kann, zur Nachahmung der Wahrheit geschickt: schon in der Schule trachte er nach dem Siege. Der Lehrer fordere das vornehmlich von ihm, und wenn er es bemerkt, lobe er es. Denn so wie junge Seelen durch Lob zum schlechten verführt werden, so freuen sie sich, beym schönen Lob zu erlangen. Das ist aber izt der allgemeine Fehler, daß man das unentbehrliche gemeiniglich stillschweigend versäumt, daß das nützliche nicht unter die guten Eigenschaften des Vortrags gezählt wird. Doch davon habe ich schon anderswo geredet, und werde es noch oft wiederholen müssen.

Von der schicklichen Bearbeitung der Schlußreden.

(Cap. 14.)

Ein Epicherema besteht aus drey Theilen, erstlich der Behauptung, (intentio) der Annehmung (assumtio) und der Folgerung (connexio.) Wir wollen aus dem Cicero ein Beyspiel hersetzen: Besser wird etwas regiert, was mit Klugheit, als, was ohne Klugheit verwaltet wird. — Nun aber wird nichts unter allen exsistirenden Dingen besser regiert, als die Welt, — folglich wird sie mit Klugheit regiert. — In diesen drey Stücken ist sich die Form nicht immer gleich. Das Epicherema ist also um nichts von Syllogismen verschieden, nur daß diese mehrere Formen zulassen, und wahres aus wahrem folgern, das Epicherema aber häufiger nur beym wahrscheinlichen statt findet. Enthymema heißt bey einigen ein rednerischer Schluß, bey andern nur ein Stück des Syllogismus, weil dieser durchgehends Schlußfolge und Obersatz hat, und durch alle Theile die Wahrheit des Obersatzes darthut, das Enthymema aber damit zufrieden ist, einen Satz ins helle zu setzen. Ein Syllogismus wäre dieser: Die Tugend ist das einzige Gut: Denn das ist erst ein Gut, was Niemand misbrauchen kann: der Tugend kann aber Niemand misbrauchen: die Tugend ist daher das einzige Gut. Ein Enthyme-

thymema: Die Tugend ist ein Gut, weil man sie nicht misbrauchen kann; oder umgekehrt: Geld ist kein Gut: Denn das ist kein Gut, das irgend jemand misbrauchen kann: nun kann jemand das Geld misbrauchen, folglich ist es kein Gut. Ein anders aus dem Widerspruche zweyer Sätze: Sollte das Geld ein Gut seyn, da ein jeder es misbrauchen kann? —

Ich hätte nunmehr meine Pflicht als Kunstlehrer vollendet, aber noch ein Rath ist übrig. Ich misbillige es gar nicht, unterweilen sich eines Syllogismus in der Rede zu bedienen, aber daß sie ganz aus Schlüssen bestehe, oder auch nur mit Aggreßionen und Enthymemen vollgepfropft sey, das kann ich im geringsten nicht billigen. Sie wird dadurch einer Disputation und dialectischen Untersuchung zu sehr ähnlich, und die sind doch himmelweit von unseren Reden unterschieden. Die Gelehrten, die auf jene Art Wahrheiten untersuchen, forschen alles weit genauer, und spitzfindiger aus; und leiten die Wahrheit bis zum klaren Geständniß der Ueberzeugung ihres Gegners. Wir aber müssen unsere Vorträge mehr für das allgemein nützliche einrichten, und oft vor ungelehrten, oder wenigstens solchen reden, die von andere Wissenschaften nichts verstehen. Locken wir die nicht durch Ergötzung, ziehen wir sie nicht mit Gewalt an uns, setzen wir sie nicht mannichmal in Affect, so können wir selbst, was wahr und gerecht ist, nicht behaupten. Reich

und glänzend will die Beredsamkeit seyn, und nichts wird sie ausrichten, wenn sie in steife und öftre, und immer in eine und eben dieselbe Form der Worte fallenden Schlüsse zusammengepreßt ist, Verachtung aus dem niedrigen, Widerwillen aus dem sclavischen, Ueberdruß aus dem gehäuften, und Eckel aus dem langwierigen Vortrage erzeugt. Sie soll nicht auf Fußstegen schreiten, sondern auf weiten Fluren einhergehen, nicht wie enge Bäche aus Röhren gesammelt werden, sondern wie breite Ströme in langen Thälern sich ergiessen, und wo sie keinen Weg findet, sich einen machen. Sollte sie nicht begeistern? nicht veredeln? nicht mit tausendfältigen Bildern ausschmücken, und bearbeiten? nicht von selbst entstehen, und aus der Natur hervorkommen? sollte sie wie ein Händewerk durch Kunst hervorgebracht werden, und allenthalben nach dem Schullehrer schmecken? Sie kann selbst in den Schlußreden Reichthum des Ausdrucks haben.

Sechstes Buch.

Von der Peroration.

(Cap. 1.)

Es folgt die Peroration *), welche von doppelter Art ist, die eine liegt im Stoffe selbst, die andere in der Erregung der Affecten.

Die Wiederholung und Zusammenhäufung des abgehandelten Gegenstandes, (griechisch ἀνακεφαλαίωσις) ermuntert die Seele des Zuhörers, stellet ihm noch einmal den ganzen Vortrag vor Augen, und, wenn ja in einzelnen Stücken die Rührung verfehlt ist, so rührt izt die Menge. Es muß dabey alles was wiederholt wird, so kurz als möglich gesagt werden, und es müssen, wie das griechische Wort lautet, die hauptsächlichsten Theile durchgelaufen werden. Denn verweilt man bey dem einzelnen, so ist es keine Wieder-

*) Der lezte Theil der Rede, oder der Schluß. Man wird aber bald sehen, wie fruchtbar dieses Buch durch verschiedne dahin gezogne Materien von dem römischen Lehrer gemacht worden. Für unsre Beredsamkeit ist es vielleicht das brauchbarste, wenigstens das angenehmste Buch in diesem ersten Theile.

holung mehr, sondern noch einmal eine neue Rede. Was man aber hererzählen will, muß man mit gewissen Nachdruck zu sagen, durch schickliche Ausdrücke zu erheben, und mit Zierrathen zu verschönern wissen: sonst ist nichts unerträglicher, als eine magere Wiederholung, wodurch man zu erkennen giebt, daß man dem Gedächtnisse der Zuhörer wenig zutraue. Es giebt aber unzählbare Gattungen dieser Wiederholung. Am schönsten ist die beym Cicero gegen den Verres: Wenn ihn der Vater selbst richten sollte, was würde er sagen, wenn dieses alles als richtig befunden wäre? und dann thut er eine Enumeration hinzu. Oder auch das kann ein Muster seyn, wenn eben derselbe gegen den Verres durch Anruffung der Götter die bestohlnen Tempel her erzählet.

In gerichtlichen Reden muß sowohl der Ankläger als der Beklagte Leidenschaften erregen, jener seltener, dieser öfterer und stärker. — Beiden Theilen kann folgende kurze Regel zu statten kommen: daß der Redner das ganze Gewicht seines Gegenstandes vor Augen stelle, und, wenn er gesehen, was von demselben Haß oder Gunst, Widerwillen oder Mitleid erregen könne, alsdann besonders nur dasjenige sage, wodurch er selbst, wenn er Richter wäre, gerührt werden würde. Doch es ist sicherer, jedes für sich und einzeln durchzugehen.

Die beste Gelegenheit Affecten rege zu machen, hat der Ankläger alsdenn, wenn er die That, die er dem Beklagten vorwirft, als die abscheulichste, oder doch, wenn es angeht, als die mitleidswürdigste vorstellen kann.

Die Abscheulichkeit eines Verbrechens wird aus folgenden Umständen grösser: was unternommen ist, von wem, gegen wen, wenn, wo und wie? Alles dieses leidet mannichfaltige Behandlungsarten. Beklagt man einen erschlagenen: so redet man von der Sache selbst zuerst: dann daß er ein Greis, oder ein Knabe, eine Magistratsperson, ein braver, ein um den Staat wohl verdienter Mann gewesen; auch daß er von einem gemeinem, nichtswürdigen Menschen oder im Gegentheil von einem zu mächtigen oder solchem, von dem man es am wenigsten fürchten sollen, getödtet worden sey; und das vielleicht an einem festlichen Tage, oder zu einer Zeit, da der Staat in Gefahr gewesen; ferner im Schauspielhause, in der Kirche, in einer Versammlung; (denn durch alles das wächst der Haß gegen den Thäter) endlich daß der Mord nicht etwa aus Irrthum, nicht aus Zorn, und wenn das auch, dennoch aus ungerechtem Zorne verübt sey. — Am meisten macht die Art des Todschlags denselben abscheulich, wenn er z. B. grausam, oder schimpflich gewesen. So sucht Demosthenes aus einem Theile des ermordeten Cörpers, aus dem Gesichte und der Kleidung des Mörders, den

Midias dem Hasse auszusetzen. Er ist getödtet: ob mit dem Schwerdte, oder mit Feuer, oder Gift, ob durch eine Wunde, oder durch mehrere, ob plötzlich, oder durch langes Warten gequälet, alles das gehört vorzüglich hieher. Der Ankläger erweckt auch Mitleid, wenn er entweder das unglückliche Schicksal desjenigen, für den er Rache sucht, oder die Verwaisung der Kinder, oder die Einsamkeit der ihres Kindes beraubten Eltern beklaget. Auch eine Abschilderung der Zukunft rührt, wenn man z. B. zeigte, welches Unglück noch auf die warte, die sich über Gewaltthätigkeit und Unrecht beschwerten, wenn sie nicht gerächet würden; sie würden das Land räumen, ihre Güter aufopfern, und alles erdulten müssen, was ihre Feinde über sie beschliessen würden.

Den Gefahr leidenden und Hülfe suchenden Beklagten empfiehlt vorzüglich seine Würde, seine Geschicklichkeit, die im Kriege erhaltene Narben, und Verdienste der Vorfahren. Wetteifernd haben sich des letztern Puncts Cicero und Asinius bedient, jener in der Rede für den ältern, und dieser in der für den jüngern Scaurus. Auch die Ursache einer Gefahr empfiehlt, wenn einer z. B. wegen einer edeln Handlung feindschaftliche Gesinnungen genährt hätte, und dann noch vornehmlich Güte des Herzens, Menschenfreundlichkeit, und mitleidiges Wesen. Dann scheint er mit Recht alles das vom Richter bitten zu dürfen, was er andern erwiesen hat. Dieses

Stück

Stück kann auch zum Vortheil der Republik, zur Ehre der Richter, zum Exempel der Nachahmung zur Erinnerung für die Nachwelt ausgeführt werden. — Am wirksamsten aber ist diejenige Erregung des Mitleidens, die dem Zuhörer nicht nur Rührung, sondern auch das Bekenntniß, daß er gerührt ist, durch Thränen abzwingt. Diese bewirkt man durch die Erwähnung desjenigen, was der Beklagte erlitten hat, was er izt besonders noch erdulten muß, und was noch auf ihn wartet. Verdoppelt wird alles das, wenn wir anführen, aus welchem glücklichen Zustande er, und in welchen unglücklichen er versinken müsse. Hier werden sein Alter, sein Geschlecht, Kinder, Eltern, Verwandte Wirkung thun, und diese Umstände können mannichfaltig behandelt werden. Bisweilen versezt sich der Vertheidiger selbst an die Stelle des verklagten, wie Cicero für den Milo: O ich armer! ich unglücklicher! Du konntest mich, Milo, durch diese Werkzeuge ins Vaterland zurückrufen, und ich sollte dich durch eben dieselben nicht im Vaterlande behalten können? und das findet alsdenn am meisten statt, wenn (wie in eben angeführten Falle) dem, der verklagt wird, kein Bitten anständig ist. Denn wer würde es ertragen, daß ein Milo für seinen Kopf flehend bäte, er, der es gestand, daß er einen vornehmen Mann, weil er dazu genöthigt worden, umgebracht habe? Aber eben darum erwarb sich Cicero durch die geäusserte Vortreflichkeit seines Characters Wohlwollen,

wollen, und ließ, des Milo Stelle zu ersetzen, eigne Thränen fliessen.

Dieser Erregung eines heftigen Mitleidens sind sehr angemessen die Prosopopöien, oder erdichtete Reden fremder Personen. Zwar rühren auch sprachlose Dinge, indem man entweder zu ihnen redet, oder sie selbst als redend einführt, allein durch Personificirung wird der Affect mit Gewalt herbeygezogen. Der Zuhörer hört nicht die Klagen über fremdes Ungemach, sondern vernimt die Empfindung und die Stimme der unglücklichen selbst auf eine lebhafte Art; deren stummer Anblick schon Thränen hervor lockt: wie weit erbarmungsvoller es seyn würde, wenn sie selbst redeten, so sehr mächtiger wirkt nach gewissen Verhältnissen es auf den Affect, wenn ihr Unglück gleichsam mit ihrem eignen Munde beschrieben wird; so wie auf dem Theater der Acteur mit einer genau getroffenen Nachahmung der Stimme und Pronunciation desjenigen, den er vorstellt, desto mehr vermag Leidenschaften rege zu machen. Aus dem Grunde läßt Cicero zwar den Milo nicht flehend bitten, sondern empfiehlt ihn vielmehr von der Seite seiner schönen Denkungsart, aber er legt ihm doch Worte, und einem standhaften Manne schickliche Klagen in den Mund. O! vergebens unternommene Bemühungen! sagt er betriegerische Hoffnungen! meine eiteln Gedanken!

Niemals aber darf die Erregung des Mitleids lang seyn. Mit Recht hat man gesagt: nichts ist leichter, als daß Thränen trocken werden. Denn da die Zeit auch wahrhafte Betrübniß lindert, so muß ja nothwendig das Bild, das wir mit Worten abschildern, desto eher verschwinden. Verweilen wir zu lange bey demselben, so wird der Zuhörer müde, ruhet sich aus, und kehrt von der in ihm angefangenen Rührung zur Ueberlegung zurück. Darum müssen wir verhüten, daß die Bemühung nicht erkalte, und den Affect, wenn wir ihn bis aufs höchste gebracht haben, verlassen, und nicht hoffen, daß jemand um fremdes Unglück lange weinen werde. Wie überhaupt, so muß in diesem Theile die Rede vornehmlich steigen, weil alles, was das schon gesagte nicht erhöht eine Schwächung desselben bewirken kann, und weil der Affect, der herabgestimmt wird, auch leicht ganz vergeht.

Das muß hier noch erinnert werden, daß Niemand, der nicht einen sehr hohen Grad der Kräfte des Genies hat, sich es unterfange, Thränen erregen zu wollen. Denn so wie dieser Affect, wenn er erst in der Seele überhand genommen, bey weitem der allerheftigste ist; so wird er, wenn er nichts ausrichtet, lau, und besser wäre es dann, der schwache Redner hätte ihn den stillen Betrachtungen der Zuhörer überlassen. Gesicht, Stimme, und alle übrige Mittel Thränen hervor zu zwingen, dienen oft zum Gespötte, wenn

sie nicht rühren. Darum messe und schätze der Redner seine Kräfte mit genauer Sorgfalt; er bedenke, was für ein schweres Geschäft er auf sich lade. Hier ist gar kein Mittelweg übrig; entweder verdient er Thränen, oder Gelächter.

Alle Affecten aber, wenn sie gleich einigen nur in den Eingang, oder in den Beschluß zu gehören scheinen, in welchen sie auch wirklich ihren vornehmsten Platz finden, sind dennoch von den übrigen Theilen der Rede nicht gänzlich ausgeschlossen, aber sie müssen kürzer dauren, und es muß bis ans Ende noch immer das meiste übrig bleiben. Aber ist es irgendwo erlaubt, die vollen Ströme der Beredsamkeit zu eröfnen, so ist es hier. Denn haben wir im vorhergehenden schicklich geredet, so haben wir schon die Seelen, der Zuhörer in unsrer Gewalt; und da wir gleichsam nun aus den gefährlichen und rauhen Gegenden hinweg geschift sind, können wir den Segeln freyen Lauf lassen. Da auch der größte Theil des Epilogs Erweiterung ist, dürfen wir uns prächtiger und geschmückter Gedanken bedienen. Dann muß das ganze Parterre in Bewegung gesetzt werden, wenn das Schauspiel bis dahin gediehen ist, wo sich die alten Tragödien und Lustspiele mit einem Plaudite endigen. In andern Theilen wird jeder Affect nur, so wie er sich freywillig darbietet, zu bearbeiten seyn. Denn sonst muß nichts schreckliches, nichts erbarmungsvolles vorgetragen werden. So oft von der Beschaffenheit irgend

irgend eines Gegenstandes die Rede ist, so wird den Beweisen desselben schicklich eine Affecten rührende Stelle angefügt. Wenn am Ende aber viele Gegenstände auf einmal zu übersehen sind, werden gleichsam mehrere Epiloge erfordert, wie Cicero es gegen den Verres gemacht hat. Denn sowohl dem Philodamus als den Schiffsherrn, und den gekreuzigten Römischen Bürgern, und mehrere andere hat er ihre Thränen gegeben.

Von der Kunst, Affecten zu erregen.

(Cap. 2.)

Noch ist übrig, daß ich eine Anleitung gebe, wie man das eben angeführte am wirksamsten zu Stande bringen, und, welches schwerer als alles bisher gesagte ist, rühren, das heißt, die Seelen der Zuhörer in diejenige Verfassung setzen, und gleichsam umformen kann, wie man will. Hierüber habe ich schon, nach Erfoderniß dieser Materie, etwas weniges also berührt, daß ich mehr darauf sahe, was man ausrichten, als auf welche Manier man dasselbe erhalten könne. Izt muß ich die ganze Theorie dieser Kunst etwas weiter herholen.

Ich sagte, in der ganzen Rede fänden Leidenschaften statt, ihre Natur sey nicht einfach, müsse nicht, wie im Vorbeygehn, behandelt werden, und nichts wichtigers könne irgend die Beredsamkeit ausrichten. Ja, alles übrige kann viel-

leicht auch eine weniger starke, und geringere Kraft des Genies, wenn sie nur entweder durch Regeln, oder durch Uebung unterstützt wird, bewirken, und zu einer gewissen Vollkommenheit bringen. Wenigstens giebt es, und hat immer nicht wenige gegeben, die alles, was zum dogmatischen einer Rede hinlänglich ist, ganz geschickt vorzutragen wußten. Die Geschicklichkeit aber, den Zuhörer fortreissen, in jede gefällige Lage des Geistes versetzen, und bewirken zu können, daß er bey diesem Ausspruch weint, bey jenem unwillig wird, diese ist von jeher ungleich seltner gewesen.

Und doch ist diese es eben, welche in den Gerichten herrschet, *) welche die Beredsamkeit regiert. — Wo man den Gemüthern der Zuhörer Gewalt anthut, wo der Verstand selbst von der Betrachtung der Wahrheit wegzuführen ist, da erst findet der Redner das ihm eigenthümlich zukommende Geschäft. Das lehrt kein Chikaneur, ist

*) Izt nicht mehr. Denn wie eine Verbrecherin ist die ganze Beredsamkeit aus unsern Gerichtsstuben ins Exil verjagt. — Dennoch können die hier vorkommenden vortreflichen Regeln zum Theil noch angewandt werden, und in der Poesie sowohl als Beredsamkeit ihren Nutzen haben. Die weniger brauchbar scheinenden können es wenigstens bey der Lesung alter Redner, besonders des Cicero seyn. d. Uebers.

ist in keinen Libellen enthalten. Beweise richten nichts mehr aus, als daß man unsre Sache für die bessere, und gerechtere hält; Affecten daß man auch will. Aber weil man will, so glaubt man auch, daß sie es ist. Haben die Zuhörer erst angefangen böse, geneigt zu werden, zu hassen, Mitleiden zu hegen, so glauben sie ihre eigne Sache werde abgehandelt; und so wie Liebende nicht von der Schönheit urtheilen können, weil Amor die Empfindung ihrer Augen stumpf macht, so verliert der Zuhörer, indem er von Leidenschaften eingenommen ist, die ganze Beschaffenheit der zu untersuchenden Wahrheit aus den Augen; wird vom Sturme dahingerissen, und ergiebt sich dem reissenden Strome. — Wenn dann erst ein lautes Weinen ausbricht, welches der Zweck der meisten Perorationen ist, so ist schon der Ausspruch geschehen. Darnach beeifere sich also der Redner; das ist sein Geschäft, seine Hauptbemühung. Alles übrige ist ohne dies ein Skelett, matt, unangenehm. So sehr beruhet Geist und Leben der Redekunst auf der Erregung der Affecten.

Diese aber theilen sich zu folge einer alten Abtheilung in zwey Gattungen. Die eine heissen die Griechen **Pathos**, welches wir richtig und eigentlich [übersetzt mit dem Worte Affect ausdrücken; die andere **Ethos**, ein Wort, welches unsere Sprache nicht geben kann. Gemeiniglich sagt man **Sitten**, und daher heißt auch die

Ethik, ein Theil der Philosophie, bey uns Sittenlehre. Allein wenn ich auf das Wesentliche des Begrifs von dem Ethos sehe, so dünkt mich, daß nicht sowohl Sitten, als Eigenschaften der Sitten dadurch bezeichnet werden sollen. Denn auf diese kömmt es bey der ganzen Verfassung des Gemüths an. Die vorsichtigern haben lieber den Sinn des Worts entwickeln, als es selbst mit einem gleichhaltigen Ausdrucke übersetzen wollen. Sie sagen daher, durch Pathos werden jene heftigern, durch Ethos die sanftern und ruhigern Affecte verstanden; jene sind überwältigend, diese einschmeichelnd, jene zur Beunruhigung, diese zur Gunsterwerbung wirksamer.

Dennoch muß ich den eigentlichen Sinn dieses Worts bestimmen, weil durch den blossen Nahmen kein deutlicher Begriff erhalten wird. Ethos, wie wir es hier nehmen, und vom Redner verlangen, ist dasjenige, was sich vornehmlich durch eine gewisse Güte empfehlen muß, nicht nur sanft, und still, sondern auch einnehmend und freundlich, dem Zuhörer liebenswürdig, und reizend ist. Beym Ausdruck desselben, ist dieß die höchste Schönheit, daß alles aus der Natur der Dinge und der Menschen zu fliessen scheine, daß der Charakter des Redenden durch seinen Vortrag hindurch leuchte, und auf gewisse Weise kenntlich werde. Vor andern findet diese Gemüthsbeschaffenheit unter genau verbundenen Personen

sonen statt, so oft wir z. B. von ihnen etwas ertragen, ihnen verzeyhen, wegen eines Unrechts Genüge thun, sie warnen, fern vom Zorne, fern vom Hasse. Dennoch ist die gemäßigte Aufführung eines Vaters gegen seinen Sohn, eines Vormunds gegen seinen Mündel, eines Mannes gegen seine Gattin verschieden. Alle diese behalten die zärtliche Liebe gegen diejenigen selbst, von denen sie sich beleidigt sehen, und werden sie wieder auf keinem Fall böse machen, als eben darum, weil sie sie lieb haben. Anders beträgt sich ein Greis gegen einen jungen Menschen, und anders ein vornehmer gegen einen geringern, der ihn gescholten. Jener darf nur auffahren, dieser muß äusserst aufgebracht werden. *) Von eben der Natur, nur noch etwas herabgestimmter, sind die Bewegungen des Gemüths, wenn man Verzeyhung erbittet, wenn man die Galanterie der jüngern Jahre entschuldiget. In einigem Betracht könnte hieher auch noch der feine Spott über fremde Liebe hergerechnet werden, nicht aber die Genugthuung, die man jemanden erzeigt, das flehentliche Bitten und die Ironie, welche einen verschiedenen Sinn von demjenigen hat, was man sagt. Denn richtiger könnte alles dieses als ei-

*) Die hier von Rollin gemachte Auswahl hat mir nicht durchgängig gefallen. Ich habe daher eine neue, und vollständigere gemacht, und mehr übersetzt, als ich in seiner Ausgabe fand. d. Uebers.

gentliche Abarten der Verstellung angesehen werden. Eben daher pflegt auch jener zur Erregung des Hasses heftigere Affect zu entstehen, wenn man z. B. seinen Feinden sich unterwerfen muß, und den stillschweigenden Vorwurf der Ohnmacht empfindet. Denn eben darum weil wir nachgeben müssen, werden sie in unsern Augen verhaßt, und unerträglich, und gemeiniglich vergessen es Leute, die zu frechen Reden Lust haben, oder nach zügelloser Freyheit trachten, daß ein geheimer Haß mehr schaden könne, als ein Scheltwort. Der Haß nemlich macht Feinde, das Schelten nur verhaßt.

Der Affect der Liebe *) ist der, welcher zwischen der Sehnsucht nach Freunden, und der nach Verwandten die Mitte geht. Denn sie ist schwächer als jene, und stärker, als diese.

In der Kunstsprache heißt man Sitten (ἤθη) nicht unrecht auch alle diejenigen characteristischen Züge, womit man bäurische, abergläubische, feige Leute nach der Beschaffenheit seines Plans schildert. Denn hiebey kömmt es auf die Nachahmung der Sitten solcher Leute an, von denen wir unsern Stoff hernehmen. — Die Schreib-

*) Es versteht sich, daß Fabius die flüchtige Liebe der Römischen jungen Herrn versteht. Deswegen sagt er auch affectus ex amoribus, nicht amore. d. Uebers.

Schreibart muß hier vorzüglich gefällig, und sanft, nicht strotzend seyn, wenigstens nicht Schwulst und Erhabenheit affectiren.

Verschieden hievon ist das, was man Pathos nennt, und was wir eigentlich Affect heissen. Um zwischen beiden den Unterschied recht genau zu bestimmen, kann man das eine mit dem Lustspiele, das zweyte mit der Tragödie vergleichen.*) Das Pathos beschäftiget sich fast allein mit Zorn, Haß, Furcht, Neid, Mitleiden. Furcht will ich hier doppelt verstanden haben, sowohl die, welche wir leiden, als auch die, welche wir andern machen.

Hier kann nun manches so beschaffen seyn, daß es für sich zur Erregung eines Affects stark genung ist, z. B. Familien-Mord, Todtschlag, Vergiftung;

*) Ja, um noch weiter zu gehen, kann man sagen, daß Ethos in der Comödie, nemlich in der ernstern, wie die Terentianischen sind, und Pathos, in der Tragödie am meisten herrschen müsse. Hiemit hat man zugleich sehr schöne Vorschriften für diese beiden Gattungen der Poesie, wenn man das, was Quintilian sagt, auf dieselben anwendet. Mit einem Worte, Ethos ist das, was wir das charakteristische nennen.

giftung: manches aber muß der Redner bewirken. Das kann er, wenn er entweder zeigt, daß unser erlittenes Unglück schwerer ist, als sonst etwann harte Schicksale.

Dergleichen ist, folgendes beym Virgil:

O du vor andern allein glückliches Priameisches Mädgen,
Die du am feindlichen Hügel bey Trojens erhabenen Mauren
Sterben mußtest! — —

Äen. B. III. V. 321.

(Wie kläglich mußte also nicht das Schicksal der Andromacha seyn, wenn Polyxena als glücklich mit ihr verglichen war.) Oder man häufet auch die Vorstellung des Unrechts dadurch, daß man sagt, selbst weit geringere Uebel würden schon unausstehlich seyn: Hättest du mich geschlagen, so könntest du dich nicht entschuldigen, aber verwundet hast du mich. Doch hievon genauer, wenn ich zu der Erweiterung komme.

Indessen begnüge ich mich damit, zu zeigen, daß das Pathos nicht nur wirklich bittere, wirklich traurige Schicksale, als solche, vorstelle, sondern auch Uebel, die man sonst für leidlich hält, als drückende und hart abmahle; wie wenn man

man sagt, ein Schimpfwort ist grössere Beleidigung, als ein Schlag, Unehre empfindlichere Züchtigung, als Tod. Denn hierinn liegt der grosse Werth der Beredsamkeit, daß sie den Zuhörer nicht nur dahin treibt, wohin er ohnehin durch die Natur der Sache geleitet würde, sondern daß sie entweder eine Gemüthsbewegung in ihm schaft, welche gar nicht in ihm war, oder, wenn das auch, daß sie dieselbe gewaltsamer macht. Das ist diejenige Eigenschaft des Vortrages, welche δέινωσις heißt, und welche unwürdige, traurige, verhaßte Gegenstände stärker zeichnet, und in welcher vor andern **Demosthenes** seine größte Stärke besaß.

Wäre es mir genung, von andern schon gesagte Lehren vorzutragen, so hätte ich meiner Pflicht izt Genüge gethan, indem ich nichts ausgelassen, was ich gelesen, was ich gelernt habe, wenn es irgend Beyfall verdiente. Allein ich habe mir vorgenommen, die tiefer verborgenen Gänge dieses Gebäudes zu eröfnen, die mir Niemand gezeigt, die ich selbst durch eignes Forschen, unter der Führung der Natur entdeckt habe.*) Alles

 kommt

*) Sonderbar ist es, und auffallend, daß Quintilian mit so ruhmräthigen Worten eine Erfindung von sich ankündiget, die nichts weniger als sein ist. Wer kennt nicht **Horazens**: Si vis me flere,

kommt bey dem Bemühen, Affecten rege zu machen, darauf an, wir müssen selbst gerührt seyn. Traurigkeit, Unwillen, und Zorn können auch auf eine belachenswerthe Art nachgeahmt werden, wenn wir mit ihnen nur Worte und Gebärden, nicht auch die Seele harmoniren lassen. Was ist sonst der Grund davon, daß betrübte bey einem noch neuen Schmerz manches mit sehr rührenden Ausrufungen beschreiben, und daß der Zorn auch ungelehrten Beredsamkeit giebt, als, weil sie eben in dieser begeisternden Verfassung sind, und weil ihre Leidenschaften mit der Wahrheit übereinkommen? Darum sollten ja auch wir, wo wir Wahrscheinlichkeit erreichen wollen, uns selbst der Gemüthsbeschaffenheit solcher, die wahrhaftig leiden, gleich zu machen suchen, und unser Vortrag sollte aus einer solchen Gemüthsfassung kommen, zu welcher wir die Seele eines andern bringen wollen. Wird er sich betrüben wenn er mich, indem ich nicht betrübt bin, reden hört? wird er zornig seyn können, wenn ich, der ihn zum Zorn erhitzen, und aufbringen will, nicht selbst etwas ähnliches empfinde? wird er mir

flere, dolendum est primum ipsi tibi u. s. w. Ja Cicero lehrt nichts anders de Orat. B. 2. C. 18. — Der Römische Professor muß sich also vergessen haben, oder — er hat dit Arroganz mit vielen deutschen Professoren gemein, und sehr weit getrieben.

mir zu gefallen weinen, wenn ich mit trocknen Augen rede? Das ist nicht möglich. Es brennt nichts ohne Feuer, wir werden nicht naß, ohne durch Feuchtigkeit, kein Ding giebt einem andern Farbe, die es selbst nicht hat. — Folglich ist das allerwichtigste, daß bey uns selbst dasjenige Kraft habe, was wir beym Hörer geltend machen wollen, daß wir selbst empfinden, ehe wir ihn empfindsam zu machen uns unterfangen. „Aber wie bringen wir es dahin, daß wir selbst „so empfinden? Die Rührungen des Geistes „stehn doch nicht in unserer Gewalt.„ Ich will versuchen, hierüber zu reden.

Was die Griechen Phantasien nennen, können wir Visionen nennen, Bilder, durch welche abwesende Dinge sich unserer Seele so darstellen, daß wir sie mit Augen zu sehen, und vor uns zu haben glauben. *) Wer nun solche lebhaft

*) Man hat in der Uebersetzung das Wort Visiones beybehalten; das rechte Wort im Deutschen ist Illusion, welches Wort wir den Franzosen abgeborgt haben. Quintilian redet hier von der Illusion, oder Täuschung, durch welche uns unsre Einbildungskraft in fremde Empfindungen versetzt, und die Sachen lebhaft gegenwärtig macht. Man sehe den Cicer. de Orat. II. Cap. 44. sequ. und den Longin von der höchsten Schönheit περι ὑψους, welches

haft aufzufangen versteht, der muß in den Affecten Meister seyn. Man sagt, die glücklichste Einbildungskraft habe der, welcher sich Begebenheiten, Töne, Handlungen nach der Wahrheit am besten vorzumahlen verstehe; und wenn wir nur wollen, so können wir es dahin leicht bringen. So wie bey Musse der Seelen eitle Hoffnungen und Träume im Wachen uns täuschen, so begleiten uns diese Bilder, von welchen ich rede. Wir bilden uns ein daß wir in ferne Länder reisen, wir sitzen zu Schiffe, führen Schlachten, reden zu ganzen Nationen, vertheilen Reichthümer, die wir nicht besitzen; wir denken nicht blos daran, wir thun es in Gedanken, und diese Unvollkommenheit des Geistes sollten wir nicht auch zu seinem Vortheil anwenden können? Zum Beyspiel, ich soll einen erwürgten Menschen beklagen; kann ich nicht alles gleichsam mit Augen sehen, was bey dem Vorfalle selbst vermuthlich sich zugetragen hat? Wird nicht der schnelle Mörder her-

welches man bisher immer falsch de sublimitate, von der Erhabenheit, übersetzt hat) Cap. XVI. Weitläuftig ist von dieser Täuschung, und auch dieser Stelle des Quintilians gehandelt in meiner zu Halle 1766. herausgegebnen Disputation, welche den Titel hat: Jo, siue de συμπαθεια poetica.

hervorbrechen? sich schüchtern nach einem Ueberfall umsehen? schreyen, bitten, fliehen? Werde ich nicht den Würger, nicht den Fallenden schauen? wird sich meiner Seele nicht Blut, und Todesblässe, und Seufzen, ja das letzte Röcheln des Sterbenden darstellen?

Dann wird die Enargie erfolgen, welche vom Cicero Illustration und Evidenz genannt wird, und die nicht sowohl spricht, als mahlt; ja alle Gemüthsbewegungen werden folgen, nicht anders, als wenn wir selbst bey der Handlung gegenwärtig wären. Sind nicht folgende Verse Geburten solcher Einbildungen?

Aus seinen Händen geschüttelte Blitze,
zurückgewälzte Lasten,
Weit geöfnete Wunde in schwacher
Brust,

Und jenes Pferd bey der Leiche des Pallantis,

— seinen Schmuck abgelegt geht es
weinend dahin, und feuchtet mit dicken
Tropfen die Wangen.

Wie?

Wie? hat nicht eben der Dichter so gar das Bild des Todes aufzustellen gewußt, wenn er sagte:

Sterbend erinnert mit Wehmuth er sich
des anmuthigen Argos u. s. w. *)

Sollen wir für andere Mitleiden erregen, so müssen wir uns einprägen, daß das Unglück worüber wir klagen, uns begegnet sey. Wir sind es selbst, welche unsere eigenes erlittnes Ungemach, Unehre und betrübten Vorfälle beklagen. So müssen wir unsern Gegenstand nicht als einen fremden behandeln, sondern auf eine kurze Zeit den Schmerz darüber selbst annehmen. Dann werden wir reden, wie wir in einem ähnlichen uns betroffenen Falle reden würden. Ich habe oft Comödianten noch weinend nach Hause gehen sehen, wenn sie eine sehr traurige Rolle gespielt hatten. Ertheilt die blosse Declamation fremder Gedanken solche nachgebildete Affecten, was müßten wir denn thun, die selbst die Dinge in Gedanken ausbilden müssen, um durch das Schicksal der Unglücklichen gerührt zu werden?

*) Die angeführten Stellen sind genommen aus der Aeneis B. 9. V. 476. B. 11. V. 40. und 90. und B. 10. V. 781.

Vom

Vom Lachen und Belachenswerthen.*)

(Cap. 3.)

Der affectvollen Schreibart steht diejenige entgegen, welche Lachen hervorbringt, traurige Gemüthsbewegungen verjagt, die Seele vom strengen Nachdenken abwendet, zuweilen erheitert, und wider die Sättigung oder Ermüdung bewahrt.

Wie grosse Schwierigkeit aber dieselbe habe, lehren sogar die beyden größten Redner, der erste in der Griechischen, und der erste in der Römischen Beredsamkeit. Denn ein bey nahe allgemeiner Vorwurf spricht dem Demosthenes das Vermögen dieser Kunst, und dem Cicero die Mäßigung in derselben ab. Und in der That kann man nicht etwan sagen, Demosthenes habe nicht wollen witzig schreiben; seine wenigen Scherze, welche seinen übrigen Schönheiten im geringsten nicht gleich kommen, beweisen ganz klar, daß er wohl Lust, aber nicht Fähigkeit dazu gehabt habe. Der Römische Redner aber ward immer, nicht nur ausser seiner gerichtlichen Beredsamkeit, sondern auch in seinen Reden für einen zu gernwitzigen Mann gehalten.

Ich

*) Vergl. mit dem Quintilian Homes Grundsätze der Critik. Th. 1. Cap. 7. und 8.

Ich aber, es sey nun mein Urtheil richtig, oder ich habe eine übertriebene Liebe zu dem größten Muster in der Beredsamkeit, glaube dennoch in ihm eine bewunderungswürdige Urbanität anzutreffen. Sowohl in seinen täglichen Gesprächen, als in Führung der Processe, und dem Verhör der Zeugen redete er häufiger in lachenden Scherzen, als jeder andrer; und was er etwa Frostiges gegen den Verres gesagt, schrieb er mehrentheils andern zu, und führte sie nur statt eines Zeugnisses an, damit er es, weil sie etwas zu platt sind, glaublicher machte, daß sie hin und wieder von andern gesprochen, und nicht von ihm erdichtet wären. Möchte nur sein Freygelaßner, Tyro, oder wer es seyn mag, der hierüber drey Bücher herausgegeben hat, mit der Menge von lustigen Schwänken sparsamer gewesen, und mehr Urtheilskraft bey der Auswahl, als Fleiß bey der Sammlung angewandt haben, so würde Cicero weniger dem beissenden Tadel derer ausgesetzt worden seyn, welche dennoch auch izt gestehen müssen, daß von seinem grossen Genie leichter etwas abzunehmen, als hinzuzuthun sey. Die größte Schwierigkeit macht hiebey erstlich, daß ein lachender Scherz gemeiniglich ein falscher, niedriger, und mit Absicht unrichtig ist, daß er ferner selten seinem Erfinder Ehre macht, und mannichfaltigem Urtheile unterworfen ist, indem man ihn nicht nach dem Maßstabe der Critik, sondern nach einer gewissen — ich weiß nicht, ob ich sagen soll, un-

er-

erklärlichen Erschütterung prüfet. Ja ich behaupte, daß dieses nie von jemanden hinlänglich erklärt worden sey, wenn es gleich viele versucht haben. Woher, sage man mir, wird das Lachen, nicht nur durch eine Handlung, oder einen Einfall, sondern sogar durch das Berühren des Cörpers, hervorgelockt? Ueberdem ist diese Art der Bewegung nicht von einfacher Art. Man lacht nicht allein über feine und artige, sondern auch über närrische, aus Jachzorn, und Furchtsamkeit entspringende Reden oder Handlungen. Daher ist die Bestimmung dieser Aufgabe zweifelhaft, daß dem Lachen das Verlachen nahe angrenzt. Denn das letztere hat, wie Cicero spricht, in dem ungestalten und häßlichen seinen Sitz. Und wenn dasselbe bey andern gezeigt wird, so ist das Urbanität, wenn es auf den Spötter zurückfällt, Narrheit.

Ob nun gleich die ganze Sache nicht von Wichtigkeit zu seyn scheint, so hat dennoch das Lachen, welches auch Lustigmacher, Harlequins, und närrische Leute erwecken können, eine tyrannische, und unwiderstehliche Gewalt. Denn es bricht oft wider unsern Willen aus, und ohne hervorgerufen zu seyn, ja es preßt nicht nur das Bekenntniß des Wohlgefallens aus dem Gesichte und der Stimme, sondern erschüttert auch durch seine Macht den ganzen Cörper. Oft richtet es, wie gesagt, die allersonderbarste Verwandelung an, und macht Haß und Zorn zu Schanden. Zum Bey-

spiele dienen die Tarentinischen Jünglinge, die über Tische etwas zu frey vom Pyrrhus sprachen, und als sie darüber zur Rechenschaft gezogen wurden, die That auch weder geleugnet, noch entschuldiget werden konnte, bloß durch einen witzigen Einfall der Rache des Königes entwischten. Denn der eine von ihnen sagte zu ihm: Ja, wären unsere Flaschen nicht endlich ausgeleeret, so hätten wir dich gar umgebracht. Dieser unerwartete Scherz vernichtete den ganzen Haß ihres Verbrechens.

Indessen behaupte ich gar nicht, daß solche Scherze von aller Kunst entblößt sind, denn sie leiden allerdings einige Bemerkung, und man hat Anweisungen dazu von Griechen und Lateinern. Allein auf Natur und Gelegenheit kömmt es doch am meisten an. Die Natur zeigt sich nicht nur darinn, daß jemand in der Erfindung scharfsinniger ist, und grössere Leichtigkeit besitzet, das könnte auch durch Theorie ersetzt werden, sondern man trift auch bey vielen einen gewissen, ihnen eigenthümlichen Anstand der Gesichtszüge und der Stimme an, so daß einerley Einfälle in eines andern Munde nicht halb so schön sind. An der Gelegenheit aber zum Spotte, und an den Umständen liegt so viel, daß auch Ungelehrte, ja Bauren selbst, durch dieselbe unterstützt jedem andern, der zuerst spöttelt, eine beissende Antwort geben können. Ueberhaupt ist die

die Feinheit einer witzigen Erwiederung grösser, als die beym Angriff. Zu der Schwierigkeit kömmt noch, daß die Fähigkeit des Wizes keine Uebung, keine Lehrer zuläßt. In Gesellschaften, und Gesprächen trift man viele satyrische Köpfe an, allein das macht, weil man durch tägliches Angewöhnen darinnen zunimmt. Der rednerische Witz ist selten, nicht durch Theorie erwerblich, sondern wird nur nach jener gewöhnlichen Manier zu scherzen gebildet.

Im gemeinen Leben bedienen wir uns in einerley Sache mehrerer Nahmen, welche aber doch, wenn man sie auseinander setzt, jede ihre eigene Bedeutung haben. Man spricht von **Urbanität**;*) Das glaube ich, soll die Manier des Ausdrucks seyn, welcher in Worten, im Tone, im ganzen Wesen einen gewissen eignen Geschmack der Stadt, und eine aus dem Umgange mit Gelehrten erworbne gewisse stille Beredsamkeit bey

 sich

*) Von dieser **Urbanität** ist sehr viel geschrieben worden, welches endlich die Sache selbst verwirrt gemacht hat. Die obige Stelle des römischen Critikers ist dazu, sich einen rechten Begrif von der Urbanität der Alten zu bilden, zureichender, als viele andre darüber geschriebne Bogen. Will man indessen das, was die Alten davon gesagt, und Beyspiele der Dichter, besonders des Horaz, beysammen haben, so sehe man meine Clauem Poetic. Part. I. sub. voc. *Urbanus*.

sich führet. Ihr ist entgegen gesetzt das bäurische Wesen. Fein heisse ich, was mit einer gewissen Grazie, und Anmuth gesprochen wird.

Das salzige des Scherzes nimmt man gewöhnlich für eins an mit dem lächerlichen. Allein es ist doch verschieden davon, obwohl auch das lächerliche Salz haben muß. Denn Cicero sagt, das salzige sey den Athenern eigenthümlich; nicht als wenn diese eben sehr fertig zum lachen wären, und wenn Catull sagt:

Kein Körnchen Salz in dem so
grossen Cörper;

So meint er nicht, daß an dem Cörper nichts lächerliches angetroffen werde. Das Salzige heißt demnach alles, was nicht ungeschmackt ist, und gleichsam Würze des Ausdrucks hat, welches man, gleichsam mit stillem Urtheile, empfindet, und welches für Ueberdruß und Eckel schützet. So wie das Salz, wenn es etwas reichlich, nur nicht übermäßig, über die Speisen gestreuet ist, etwas ganz besonders wohlschmeckendes gibt; eben so haben auch gesalzene Scherzen etwas, was uns Durst noch mehr zu hören macht. Auch der eigentliche Witz beruht nicht blos auf dem lächerlichen. Denn sonst würde nicht Horaz sagen, dem Virgil sey von der Natur eine witzige Art zu singen verliehen. Vielmehr, dünkt mich, bezeichnet dies Wort einen gewissen Wohlstand, und eine polirte Eleganz. —

Scherz

Scherz ist dem Ernste entgegen gesetzt. Erdichtung, Schrecken, falsche Versprechung gehört zum Scherze. Jemanden mit bittern Gelächter angreifen, nennt man Dicacität, Hohnlachen. Daran soll es dem Demosthenes besonders gefehlt haben.

Das vornehmste aber, wovon ich hier rede, ist das lächerliche. Man theilt es, wie überhaupt alle Schreibart, in das lächerliche der Sachen, und in das lächerliche der Worte. Sehr einfach aber ist die Anwendung desselben. Denn wir locken entweder aus andern, oder aus uns selbst, oder aus Mitteldingen Lachen her. Etwas, das ausser uns ist, tadeln wir, oder widerlegen es, verkleinern es, schlagen jemand mit seinen eignen Waffen, oder verspotten. Unsere eigenen Fehler kündigen wir auch wohl an, und nennen sie, wie Cicero sagt, *) kleine Absurditäten. Denn liessen wir aus Unvorsicht etwas davon blicken, so würden wir lächerlich werden, reden wir aber frey von Herzen weg, so hält man das für feinen Scherz. Noch eine Gattung des lächerlichen führt eben der Schriftsteller an, nehmlich Erwartungen zu hintergehen, Worten einen andern Sinn beyzulegen, und überhaupt, so zu reden, daß das lächerliche auf keine von beiden Personen fällt. Darum nenne ich das Mitteldinge. — Ferner, handelt man entweder lächerlich, oder man

*) S. Cicer. de Orator. II. c. 67.

redet lächerlich. Eine Handlung kann Lachen erregen, auch wenn etwas ernstes und feyerliches damit verbunden ist, z. E. Als der Consul Isauricus den curulischen Stuhl des Prätors M. Coelius zerbrochen hatte, so setzte ihm dieser einen andern, den er mit Riemen gebunden hatte. Denn man sagte, der Consul sey einmahl von seinem Vater mit Peitschen gehauen. Mannichmahl wird dabey die Schamhaftigkeit aus den Augen gesetzt, wie bey jener Cälianischen Büchse. *) Allein dergleichen schickt sich so wenig für den guten Schriftsteller zu erzählen, als für jeden ernsthaften Mann zu thun. Eben das gilt auch von lächerlichen Minen und Grimassen, welche allerdings viel Anmuth haben können, wenn sie nur nicht Lachen erzwingen wollen. —

Alle Scherze sind entweder **ausgelassen lustig**, oder **launigt**, oder **spöttisch**, oder **grob**, oder **sanft**. Es kömmt auf den Ort an, wo man sie anbringt. In Gesellschaften, und im Discours möchten die lustigen für niedrige Gegenstände, die launigten sich für alle passen. Sich unterweilen ein wenig aufziehn, möchte immer hingehn; nur sey man von dem bösen Gedanken frey, **lieber einen Freund zu verlieren, als einen guten Einfal.** — Auch hüte man sich, für

*) Das ziemlich schmutzige Geschichtchen hievon siehe beym **Cicero** in der Rede für den **Coelius**. N. 63 = 69. d. Uebers.

für muthwillige, stolze, zur Zeit und zum Orte unschickliche, und für solche Einfälle, die man von Hause mitgebracht zu haben scheint. Wider Unglückliche ist jeder Scherz grausam. Es giebt auch Personen, deren Ansehn, oder bekandte Bescheidenheit keinen Spott zuläßt. Nicht für den Schriftsteller allein, für jedermann gehört der Rath, Niemanden anzugreifen, der uns gefährlich werden kann, so wohl um Feindschaften zu verhüten, als um sich nicht einer schändlichen Genugthuung unterwerfen zu müssen. Schlechte Scherze sind die, welche auf mehrere passen, auf ganze Nationen, oder ganze Stände, oder Lebensarten, und Beschäftigungen sticheln. *) Alles

*) Dies ist der grosse Fehler der Luciane, Schwifte, und der Satyriker auch in Deutschland a la Palissot. Solche spashafte Männer, sagt Young, (Vorrede zu s. Satyren,) lachen über alles ohne Unterschied. Dieses verräth solche Armuth an Wiz, die nicht das geringste fahren lassen kann, und einen solchen Mangel an Tugend, daß man sie einem Spasse nachsetzt. Dergleichen Schriftsteller befördern Laster und Thorheit, welche sie doch zu bestreiten vorgeben, — und indem sie sich bemühen alles lächerlich zu machen, wie können sie da wohl hoffen, daß ihre eigne Talente der Verachtung entgehen werden. — Einige Franzosen, und auch von den unsrigen nicht wenige haben sich dieses Fehlers schuldig, und den Titel eines witzigen Kopfs zum Scheltworte gemacht. — der Uebers.

was der ehrliche Mann spricht, spricht er ohne seine Würde, ohne die Schamhaftigkeit zu beleidigen. Zu theuer ist der Preis des Lachens, wenn er auf Kosten unserer Rechtschaffenheit erworben wird.

Woher man aber Stoff zum Erregen des Lachens nehme, ist schwer zu bestimmen. Wollte ich alles durchgehen, so würde ich nicht wissen, wo ich aufhören sollte, und vergebens arbeiten. — Lachen erregt man entweder durch den Cörper desjenigen, gegen den man redet, oder durch seine Geisteskräfte, die man aus seinen Reden und Handlungen zeigt, oder aus andern äusserlichen Umständen. Innerhalb dieser drey Stücke liegt der Stoff zu allem Tadel, der nun entweder ernstlich, wenn er mit Würde, oder lächerlich ist, wenn er mit Leichtigkeit vorgetragen wird. Und das geschieht, entweder, indem man etwas vorzeigt, oder erzählt, oder mit einem beissenden Spotte bezeichnet. Selten giebt es Anlaß, etwas unter die Augen stellen zu können, das den Tadel in sich faßte, wie es C. Julius machte. Als ihm Helmius Mancia zu wiederholten malen in die Rede fiel, sagte er: ich will dir gleich zeigen, wer du bist. Mancia setzte dringend mit Fragen in ihn, wie er ihm denn zeigen wolle, wer er sey? Hierauf zeigte Julius ihm das Bild eines Hahns, auf einem Cimbrischen Schilde des Marius abgemahlt, und man fand darinn eine Aehnlichkeit mit dem Mancia. Es waren nem-

nemlich Buden auf dem Markte, und jenes Schild war statt eines Zeichens aufgehangen.

Etwas Erdichtetes erzählen, zeigt von feinem Witze, und rednerischer Stärke, so wie z. B. Cicero vom Cepasius und Fabricius erzählt.*) Frostig ist die Erfindung der Wortspiele, dergleichen sich sogar in den Verrinischen Reden des Cicero finden. Doch ist er bisweilen in dem Gebrauch derselben glücklich, z. B. in der Rede für den Cecina, wo er gegen den Zeugen Sext. Clod. Phormio also spricht: Dieser Phormio ist nicht minder schwarz, nicht minder zuversichtlich, als jener Terentianische.

Mehr Nachdruck hat daher der Scherz der aus der Stärke der Gegenstände genommen ist. Als im Triumph des Cäsars die elfenbeinern Städte vorüber getragen wurden, und wenige Tage darauf des Fabius Maximus hölzerne, so sagte Chrysipp: das sind die Behältnisse der Städte des Cäsars. Als August hörte, daß auf dem ihm von den Taraconensern errichteten Altare eine Palmstaude gewachsen sey; sagte er zu ihnen: Man sieht daraus, wie fleißig ihr darauf müßt Weyhrauch angezündet haben. — Catulus, den Philippus fragte, was bellest du denn? antwortete: ich sehe einen Dieb. — Es giebt eine Art wider Vermuthen jemanden zu über-

*) S. Cicer. pro Cluent. c. 21.

überraschen, und seinen Spott anders zu verstehen, als er will, und das giebt die allerfeinsten Scherze.

Auch aus der Geschichte Gelegenheit zum Scherze zu nehmen, ist Geschicklichkeit. So machte es Cicero. Als ihm Hortensius bey dem Verrinischen Gerichtshandel sagte: ich verstehe deine Rätzel nicht. Das solltest du aber, sagte Cicero, du hast ja den Sphinx zu Hause. — Er hatte nemlich vom Verres einen Sphinx von Erzt geschenkt bekommen, der viel Geld kostete.

Nach meiner Einsicht ist das Urbanität, worinn nichts abgeschmacktes, grobes, nichts ungewürztes, fremdes, weder im Sinne, noch in Worten, noch in Stimme und Gebärden anzutreffen ist. Sie liegt nicht sowohl in einzelnen Worten, als in dem ganzen Colorit des Ausdrucks, so wie der griechische Atticismus, jener den Athenern so ganz eigne Geschmack.

Ende des ersten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Quintilianus, Marcus Fabius,

Lehrbuch der schönen Wissenschaften in Prosa

Bd.: Erster Theil

Helmstädt 1775

A.lat.b. 1541-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10246232-5
VD18 80018777